



Leseprobe

Leo Tolstoi

Leo Tolstoi, Gesammelte Werke

Gebunden in feinem Leinen
mit goldener
Schmuckprägung

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,95 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 06. März 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Leo Tolstoi
Gesammelte Werke

LEO TOLSTOI

GESAMMELTE WERKE

Die Erzählungen

Anaconda

Textvorlage für *Hadschi Murat* ist die Ausgabe München: Heyne 1962
(dort: *Chadshi Murat*), *Die Kreuzersonate* wurde der Ausgabe *Gesammelte Novellen*. Band 3.
Jena: Eugen Diederichs 1924 entnommen, der Erzählung *Der Tod des Iwan Iljitsch*
liegt die Ausgabe Wien, Leipzig: Wiener Verlag 1904 zugrunde.
Alle anderen Übersetzungen folgen der vierbändigen Edition *Erzählungen*.
Leipzig: Insel o. J. [1924].



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016, 2022 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Leo Tolstoi (1890), Photo © Tallandier / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bonn
Satz und Layout: www.paque.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7306-0341-3
www.anacondaverlag.de

INHALT

Der Morgen eines Gutsbesitzers	7
Ein Überfall	76
Der Holzschlag	III
Zwei Husaren	160
Der Schneesturm	238
Leinwandmesser	276
Wovon die Menschen leben	329
Die beiden Alten	356
Wieviel Boden braucht der Mensch?	383
Die drei Greise	402
Der Tod des Iwan Iljitsch	410
Die Kreuzersonate	484
Herr und Knecht	600
Hadschi Murat	668

DER MORGEN EINES GUTSBESITZERS

I

Fürst Nechljudoff war neunzehn Jahre alt und besuchte den dritten Universitätskurs, als er für die Sommerferien auf sein Dorf zog und dort allein den ganzen Sommer verbrachte. Im Herbst schrieb er dann mit seiner noch nicht fest gewordenen, kindlichen Handschrift seiner Tante, der Gräfin Bjelorjezky, die, wie er glaubte, sein bester Freund und das genialste Weib auf der ganzen Welt sei, folgenden, hier in der Übersetzung wiedergegebenen französischen Brief:

»Mein liebes Tantchen! Ich habe einen Entschluß gefaßt, von dem das Schicksal meines ganzen Lebens abhängen muß. Ich will die Universität verlassen, um mich dem Leben auf dem Dorf zu widmen, weil ich fühle, daß ich dazu geboren bin. Um Gottes willen, liebe Tante, lachen Sie nicht über mich! Sie werden sagen, ich sei jung, vielleicht ist das auch so, ich bin noch ein Kind. Das hindert mich indes keineswegs, zu wünschen, das Gute zu tun und zu lieben.

Wie ich Ihnen bereits schrieb, fand ich meine Angelegenheiten in unbeschreiblicher Verwirrung vor. Als ich sie in Ordnung zu bringen gedachte und mich hinein vertiefte, entdeckte

te ich, daß das Hauptübel in der über alle Begriffe erbärmlichen, ärmlichen Lage der Bauern beruht, und daß das ein solches Übel ist, daß man es nur durch Arbeit und Geduld zu beseitigen vermag. Wenn Sie nur zwei von meinen Bauern könnten, David und Iwan, und wüßten, was für ein Leben sie mit ihren Familien führen, so bin ich überzeugt, daß schon allein der Anblick dieser beiden Unglücklichen Ihnen mehr als alles das, was ich Ihnen sagen kann, meinen Entschluß erklären würde. Ist es denn nicht meine heilige und unmittelbare Verpflichtung, mich um das Schicksal dieser siebenhundert Menschen zu kümmern, für die ich Gott werde Rechenschaft ablegen müssen? Ist es denn nicht Sünde, sie der Willkür der rohen Ältesten und Verwalter zu überlassen und selber dem Genuß oder dem Ehrgeiz zu frönen? Und warum soll ich denn in einer anderen Sphäre die Möglichkeit suchen, nützlich zu sein und Gutes zu tun, wenn sich mir eine so vornehme, glänzende und naheliegende Pflicht eröffnet? Ich fühle mich imstande, ein guter Landwirt zu sein; um aber das zu sein, was ich unter diesem Wort verstehe, dafür bedarf ich weder des Kandidatendiploms noch eines Dienstranges, die Sie so für mich wünschen. Liebes Tantchen, schmieden Sie keine ehrgeizigen Pläne für mich. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich einen ganz besonderen Weg gehe, der aber schön ist und, ich fühle das, mich zum Glück führen wird. Ich habe sehr viel nachgedacht über meine zukünftigen Pflichten, ich habe mir Regeln zum Handeln aufgeschrieben, und wenn mir nur Gott Leben und Kräfte geben wird, so werde ich in meinem Unternehmen Erfolg haben.

Zeigen Sie diesen Brief nicht meinem Bruder Wasja: Ich fürchte seinen Spott. Er ist gewöhnt, mich zu beherrschen, und ich gewöhnte mich, mich ihm zu fügen. Was Wanja anbetrifft, so wird er meinen Entschluß begreifen, wenn er ihn auch nicht billigen wird.«

Die Gräfin sandte ihm folgendes Antwortschreiben, das hier ebenfalls aus dem Französischen übersetzt ist:

»Dein Brief, lieber Dmitri, hat mir nichts bewiesen, als daß Du ein gutes Herz hast, woran ich niemals zweifelte. Indes, lieber Freund: Unsere guten Eigenschaften schaden uns mehr im Leben als unsere schlechten. Ich werde nicht sagen, daß Du eine Dummheit machst, daß Dein Betragen mich bekümmert, ich will Dich vielmehr nur zu überzeugen suchen. Laßt uns einmal überlegen, mein Freund. Du sagst, Du fühlst Dich zum Landleben berufen, Du willst Deine Bauern glücklich machen, und Du hoffst, ein guter Landwirt zu sein. 1. Ich muß Dir sagen, daß wir unsere Berufung erst dann fühlen, wenn wir uns schon einmal in ihr irrten. 2. Daß es leichter ist, sich selber glücklich zu machen, als andere zu beglücken, und 3. daß, um ein guter Landwirt zu sein, man ein kalter und strenger Mensch sein muß, was Du kaum jemals werden wirst, wenn Du Dir auch alle Mühe gibst, Dich für einen solchen auszugeben.

Du hältst Deine Erwägungen für unerschütterlich und sogar als Regeln im Leben; in meinem Alter aber, mein Freund, glaubt man nicht an Erwägungen und Regeln, vielmehr nur an die Erfahrung; die aber sagt mir, daß Deine Pläne – Kinderei sind. Ich bin schon fast fünfzig Jahre alt und ich habe viele würdige Menschen gekannt, niemals habe ich aber gehört, daß ein junger Mann mit Namen und Fähigkeiten sich unter dem Vorwand, Gutes zu tun, auf dem Land vergraben habe. Du wolltest immer als ein Original erscheinen. Deine Originalität ist aber gar nichts anderes als übermäßige Selbstliebe. Und, mein Freund, wähle lieber geebnete Pfade: Sie führen näher zum Erfolg; wenn Du den aber auch schon nicht für Dich selber nötig hast, so ist er doch unerläßlich dafür, das Gute tun zu können, das Du liebst.

Die Armut einiger Bauern ist entweder ein unvermeidliches Übel oder ein solches, dem man abhelfen kann, ohne alle seine Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft, seinen Verwandten und sich selber zu vergessen. Bei Deinem Verstand, Deinem Herzen und Deiner Liebe zur Tugend gibt es gar keine Karriere, in der Du nicht Erfolg hättest. Wähle aber wenigstens eine solche, die Deiner würdig ist und Dir Ehre einträgt.

Ich glaube an Deine Aufrichtigkeit, wenn Du sagst, Du hättest keinen Ehrgeiz; Du betrügst Dich indes selber. Ehrgeiz ist eine Tugend in Deinen Jahren und bei Deinen Mitteln. Sie wird erst zu einem Mangel und einer Gemeinheit, wenn der Mensch schon nicht mehr imstande ist, diese Leidenschaft zu befriedigen. Auch Du wirst das erfahren, wenn Du Deinen Entschluß nicht änderst. Leb wohl, lieber Mitja! Mir scheint es, ich liebe Dich noch mehr wegen Deines albernem, aber edlen und großherzigen Planes. Handle so, wie Du willst; ich gestehe aber, ich kann nicht einverstanden sein mit Dir.«

Als der junge Mann diesen Brief erhielt, hatte er lange Zeit über ihn nachgedacht, endlich aber entschieden, daß auch ein geniales Weib sich irren könne. Darauf hatte er dann sein Entlassungsgesuch bei der Universität eingereicht und war – für immer – auf dem Land geblieben.

II

Wie seiner Tante mitgeteilt, hatte sich der junge Mann Verhaltensmaßregeln für sein Wirtschaften aufgeschrieben, und sein ganzes Leben und alle seine Beschäftigungen waren eingeteilt nach Stunden, Tagen und Monaten. Der Sonntag war bestimmt zum Empfang von Bittstellern, Hofleibeigenen und Bauern, zum Besuch der Wirtschaften armer Bauern und zur Gewährung von Hilfe mit Zustimmung

der Bauerngemeinde, die sich jeden Sonntag abends versammelte und entscheiden mußte, wem Hilfe zu erweisen nötig sei, und was für eine. Unter solchen Beschäftigungen war schon ein Jahr vergangen, und der junge Mann war schon nicht mehr völlig Neuling, weder in praktischer noch in theoretischer Kenntnis der Landwirtschaft.

Es war an einem klaren Junisonntag. Nechljudoff hatte eben Kaffee getrunken und ein Kapitel des »Maison rustique« durchlaufen. Nunmehr verließ er, sein Notizbuch und einen Packen Banknoten in der Tasche seines leichten Mantels, das große Landhaus mit seinen Terrassen und Säulenhallen, in dessen Erdgeschoß er ein einziges kleines Zimmerchen bewohnte, und wandelte auf den un gepflegten, verwachsenen Wegen des alten englischen Gartens dem Dorf zu, das zu beiden Seiten der Chaussee lag. Nechljudoff war ein hochgewachsener, gutgebauter junger Mann mit langen, dichten, lockigen, dunkelrotbraunen Haaren, mit lichtem Glanz in den schwarzen Augen, mit frischen Backen und roten Lippen, über denen sich eben der erste Flaum der Jugend zeigte. In allen seinen Bewegungen wie auch in seinem Gang offenbarten sich Kraft, Energie und die gutmütige Selbstzufriedenheit der Jugend. Das Bauernvolk kehrte gerade in bunten Haufen aus der Kirche zurück: Greise, junge Mädchen, Kinder, Weiber mit Brustkindern schritten in Feiertagskleidern ihren Hütten zu. Alle verneigten sich tief vor dem gnädigen Herrn und machten ihm ehrerbietig Platz. Auf der Chaussee blieb Nechljudoff stehen, nahm sein Notizbüchelchen aus der Tasche und las auf der letzten, mit kindlicher Handschrift beschriebenen Seite einige Bauernnamen, denen Bemerkungen beigefügt waren. »Iwan Tschurisenok – bat um Stangen«, las er und ging zum Tor der zweiten Hütte rechts.

Das Wohnhaus des Tschurisenok bestand aus einem halb verfaulten, naßfeuchten Blockhaus, das sich schon auf die Seite neigte und derart in die Erde eingewachsen war, daß gerade noch über der aus Mist bestehenden Erdaufschüttung ein einziges zerbrochenes rotes Schiebefensterchen zu sehen war; auch war noch ein anderes Fen-

sterchen da, das jedoch mit Hanf zugestopft war. Der aus Balken gezimmerte Vorraum mit verfallener Schwelle und niedriger Tür, ein anderer kleiner Balkenbau, noch älter und noch niedriger als der Vorraum, ein Tor und ein Speicher aus Flechtwerk klebten an der Haupthütte. Alles dies war einstmals mit einem Dach von ungleicher Höhe bedeckt gewesen; jetzt aber hing nur noch auf dem Schirmdach dichtes, schwarzes, faulendes Stroh; oben waren dagegen an einzelnen Stellen das Dachgerüst und einige Dachsparren zu sehen. Vor dem Hof stand ein Brunnen mit einem zusammengefallenen Brunnenkasten, mit dem Rest eines Holzstammes und eines Rades und mit einer schmutzigen, vom Vieh ausgetretenen Pfütze, in der Enten herumplätscherten. Bei dem Brunnen standen zwei alte, gesprungene und geknickte Weidenbäume mit wenigen blaßgrünen Zweigen. Unter einem von ihnen, die Zeugnis davon ablegten, daß sich einst irgend wer um die Ausschmückung dieses Ortes gekümmert hatte, saß ein achtjähriges blondes Mädchen und ließ ein anderes, zweijähriges Mädchen um sich herumkriechen. Als der Hofhund, der bei ihnen herumwedelte, den gnädigen Herrn erschaut hatte, stürzte er sofort unter das Tor und begann von dort aus sein erschrecktes, heiseres Bellen.

»Ist Iwan zu Hause?«, fragte Nechljudoff.

Es schien, als ob das älteste Mädchen bei dieser Frage erstarrt wäre. Es machte immer größere Augen, ohne irgend etwas zu antworten; das kleinere Mädchen öffnete schon den Mund und wollte zu weinen anfangen. Ein kleines, altes Weibchen in einem durchlöchernten, karierten Rock, der tief umgürtet war mit einem rötlichen Gurt, schaute aus der Tür heraus und antwortete gleichfalls gar nichts. Nechljudoff schritt zum Vorraum und wiederholte seine Frage.

»Zu Hause, Ernährer«, sprach mit zittriger Stimme das alte Weibchen, indem es sich tief verneigte und ganz in Schrecken und Verwirrung geriet.

Als Nechljudoff sie begrüßt hatte und durch den Vorraum den engen Hof betrat, stützte die Alte das Gesicht in die Hand, ging zur Tür

hin und begann, ohne den gnädigen Herrn aus den Augen zu lassen, den Kopf hin und her zu bewegen. Auf dem Hof war es ärmlich, an einzelnen Stellen lag alter, nicht ausgefahrener, schwarz gewordener Mist; auf ihm lagen ein verfaulter Futterkasten, Heugabeln und zwei Eggen unordentlich herum. Die Schirmdächer um den Hof, unter denen auf der einen Seite ein Hakenpflug stand und ein Wagen mit drei Rädern sowie ein Haufen leerer, aufeinandergehäufter, unbrauchbarer Bienenkörbe, waren fast ganz unbedeckt, und die eine Seite war derart eingestürzt, daß vorne die Dachstangen schon nicht auf den Stützen, vielmehr auf dem Misthaufen lagen. Tschurisenok zerschlug eben mit dem Beil, seine Schneide und seine Rückseite gebrauchend, den Zaun, welchen das Dach niederdrückte. Iwan Tschuris war ein Bauer von fünfzig Jahren, weniger als mittelgroß. Die Züge seines gebräunten, länglichen Gesichts, das von einem dunkelrotbraunen, schon grau durchsetzten Bart und von ebensolchen dichten Haaren umrahmt war, waren schön und ausdrucksvoll. Seine dunkelblauen, halbgeschlossenen Augen schauten klug und gutmütig sorglos drein. Ein nicht großer, regelmäßiger Mund, der sich, wenn er lächelte, scharf unter einem rotbraunen, spärlichen Schnurrbart abhob, drückte ruhiges Selbstvertrauen aus und eine etwas spöttische Gleichgültigkeit gegenüber der ganzen Umgebung. An der Rauheit der Haut, den tiefen Runzeln, den scharf hervortretenden Adern an Hals, Gesicht und Händen, an seiner unnatürlich gebeugten Haltung und der krummen, bogenartigen Stellung der Füße war zu ersehen, daß sein ganzes Leben in unerträglicher, allzu schwerer Arbeit verfloßen war. Seine Kleidung bestand aus weißen, hänfenen Hosen mit blauen Flecken an den Knien und einem ebensolchen schmutzigen, auf dem Rücken und an den Armen auseinandergehenden Hemd. Er trug es tief gegürtet mit einem Zwirnband, an dem ein kleines kupfernes Schlüsselchen hing.

»Gott helfe dir!«, sprach der gnädige Herr, als er den Hof betrat.

Tschurisenok schaute sich um und machte sich von neuem an seine Arbeit. Er holte gewaltig aus, riß den Zaun unter dem Schirmdach

hervor, und dann erst, nachdem er das Beil in den Holzstock gesteckt und seinen Gürtel zurechtgerückt hatte, trat er in die Mitte des Hofes.

»Zum Feiertag, Euer Erlaucht!«, sprach er, indem er sich tief neigte und dann mit einer raschen Kopfbewegung seine Haare zurückwarf.

»Danke, Bester! Siehst du, ich kam, mir deine Wirtschaft anzusehen«, sprach mit kindlicher Freundlichkeit und Schüchternheit Nechljudoff, wobei er die Kleidung des Bauern musterte. »So zeige mir denn, wozu du Stangen brauchst, um die du mich auf der Bauernversammlung batest.«

»Die Stangen? Es ist bekannt, wozu man die braucht, Väterchen, Euer Erlaucht. Ich wollte, wenn auch nur ein ganz klein wenig, stützen. Sie selber geruhen zu sehen: Sehen Sie, unlängst ist die Ecke da eingefallen; Gott war noch gnädig, daß um diese Zeit das Vieh nicht dort stand. Gleichwohl hängt sie eben grade noch so«, sprach Tschuris, indem er verächtlich seinen dachlosen, krummen und zusammengestürzten Schuppen betrachtete, »jetzt braucht man auch die Dachsparren und die Seitenwände und die Dachstangen nur zu berühren – brauchbares Holz wird da wohl kaum herauskommen. Woher wird man aber jetzt Holz nehmen? Sie selber geruhen es zu wissen.«

»Wozu brauchst du dann aber fünf Stangen, wenn der eine Schuppen schon eingestürzt ist und der andere bald einstürzen wird? Du brauchst nicht Stützen, vielmehr Dachsparren, Dachstangen und Balken – alles brauchst du neu«, sagte der gnädige Herr, augenscheinlich großtuend mit seiner Sachkenntnis.

Tschurisenok schwieg.

»Du brauchst demnach Holz, nicht aber Stangen: So hättest du auch sagen sollen.«

»Zweifellos ist es nötig, ja, aber von wo soll man es nehmen: Man kann doch nicht immer auf den Herrenhof laufen. Wenn man unseren Bruder daran gewöhnt, wegen jeden Guts zu Euer Erlaucht nach dem Herrenhof zu kommen und zu betteln, was werden wir dann schon für Bauern sein? Wenn aber Euer Gnaden dafür sein

wird, hinsichtlich des eichenen Gipfelholzes, das da auf der Herrschaftstenne ohne jede Verwendung herumliegt«, sprach er, indem er sich verneigte und verlegen von einem Fuß auf den anderen trat, »dann werde ich vielleicht die einen auswechseln, andere kürzer machen und irgend wie aus dem Alten aufbauen.«

»Wie denn aus dem Alten? Du sagst ja selber, alles sei bei dir alt und faul: Heute ist dieser Winkel eingestürzt, morgen wird jener einstürzen, übermorgen ein dritter; wenn man es schon einmal macht, so soll man auch alles neu machen, damit die Arbeit nicht umsonst ist. Sage du mir, wie du glaubst: Kann dein Hof noch diesen Winter über stehen oder nicht?«

»Wer weiß das denn!«

»Nein, wie du glaubst; wird er einstürzen oder nicht?«

Tschuris dachte eine Minute nach.

»Er muß wohl völlig einstürzen ...«, sprach er plötzlich.

»Nun, siehst du es wohl. Du hättest besser so auch auf der Bauernversammlung sagen sollen, daß du den ganzen Hof umbauen mußt, und nicht nur einzig und allein um Stangen bittest. Ich bin ja froh, dir zu helfen ...«

»Sehr zufrieden mit Euer Gnaden!«, antwortete mißtrauisch und ohne den gnädigen Herrn anzuschauen Tschurisenok. »Wenn Sie mir nur vier Balken, ja, und die Stangen schenken würden, so werde ich vielleicht selber damit fertig; was sich aber darüber hinaus noch an unbrauchbarem Holz finden wird, so wird das für die Stützen der Hütte draufgehen.«

»Ist denn bei dir auch die Hütte schlecht?«

»Das erwarten wir ja grade jeden Augenblick, ich und mein Weib, daß sie irgend wen erschlägt«, sprach Tschuris, »unlängst hat so schon eine Latte von der Decke mein Weib erschlagen!«

»Wie denn erschlagen?«

»Ja, so, erschlagen, Euer Erlaucht: Als es ihr nur so über den Rücken gefahren ist, hat sie bis zur Nacht wie tot gelegen.«

»Wie denn, ist es vorübergegangen?«

»Vorübergegangen ist es schon, ja, sie kränkelt aber immer noch. Sie kränkelt eigentlich ihr ganzes Leben lang.«

»Wie denn, bist du krank?«, fragte Nechljudoff das Weib, das die ganze Zeit über in der Tür gestanden und sogleich zu stöhnen begonnen hatte, als nur eben ihr Mann von ihr zu sprechen anfang.

»Immer läßt es mich dort nicht los, ja, und damit Schluß«, antwortete sie, indem sie auf ihre schmutzige, hagere Brust wies.

»Immer das gleiche!«, sprach mit Verdruß der junge gnädige Herr, und er zuckte die Achseln. – »Weshalb bist du denn krank und bist doch nicht ins Krankenhaus gekommen, dich untersuchen zu lassen? Siehst du, dafür habe ich doch das Krankenhaus eingerichtet. Hat man euch das denn nicht gesagt?«

»Man hat es uns gesagt, Ernährer, ja, aber nie habe ich Zeit dazu: der Herrendienst, die eigene Wirtschaft und dann die Kinderchen – immer allein! Unsere Sache ist einsam ...«

III

Nechljudoff betrat die Hütte. Die ungleichen, verräucherten Wände waren in der »schwarzen« Ecke mit verschiedenen Lappen und Kleidungsstücken behangen, in der »roten« Ecke aber – wörtlich bedeckt mit rötlichen Schaben, die sich bei den Heiligenbildern und der Bank besonders dicht drängten. In der Mitte dieses schwarzen, stinkenden, sechs Arschin großen Hüttchens war in der Decke ein großer Spalt, und obgleich an zwei Stellen Stützen standen, hatte sich die Decke so geneigt, daß sie jeden Augenblick einzustürzen drohte.

»Ja, die Hütte ist sehr schlecht«, sprach der gnädige Herr, indem er den Tschurisenok anschaute, der, so schien es, gar nicht die Absicht hatte, über diesen Gegenstand zu sprechen.

»Sie wird uns totschiagen, uns und die Kinderchen wird sie tot-drücken«, begann mit weinerlicher Stimme das Weib, das sich unter dem Schlafgerüst an den Ofen gelehnt hatte.

»Du, schwatze nicht!«, sprach Tschuris streng, und mit feinem, kaum wahrnehmbarem Lächeln, das sich unter seinem Schnurrbart abzeichnete, wandte er sich an den gnädigen Herrn, »ich kann mir gar nicht klar werden, was ich mit ihr tun soll, Euer Erlaucht, mit der Hütte meine ich, ich habe sowohl Stützen wie auch Unterlagen gelegt, nichts kann man erreichen.«

»Wie soll man hier den Winter zubringen! Ach, ach, ach!«, sprach das Weib.

»Das ist es eben, wenn man noch Stützen aufstellt, eine neue Deckenlatte anschlägt«, unterbrach sie ihr Mann mit ruhigem, geschäftigem Ausdruck, »ja, eine Dachstange auswechselt, so werden wir vielleicht irgend wie den Winter zubringen. Leben kann man dann, nur wird man die ganze Hütte mit Stützen versperren, das ist es. Rührt man sie aber auch nur an, so wird kein lebendes Spänchen bleiben; nur solange sie steht, hält sie«, schloß er, augenscheinlich äußerst zufrieden damit, daß er auf diesen Gedanken gekommen war.

Nechljudoff verdroß und schmerzte es, daß Tschuris es bis dahin hatte kommen lassen und sich nicht früher schon an ihn gewendet hatte, da er ja gleich von seiner Ankunft an niemals den Bauern irgend etwas abgeschlagen und eben erst durchgesetzt hatte, daß sich alle unmittelbar an ihn mit allen ihren Nöten wendeten. Er fühlte sogar eine gewisse Erbitterung gegen den Bauern, er zuckte erzürnt die Achseln und runzelte die Stirn, aber der Anblick der ihn umgebenden Armut und inmitten ihrer der ruhige und selbstzufriedene Ausdruck des Tschuris verwandelten seinen Verdruß in ein ganz trauriges, hoffnungsloses Gefühl.

»Nun, Iwan, warum hast du das mir denn nicht früher gesagt?«, bemerkte er vorwurfsvoll, indem er sich auf die schmutzige schiefe Bank setzte.

»Ich wagte es nicht, Euer Erlaucht«, antwortete Tschuris mit ganz dem gleichen, kaum merkbaren Lächeln, indem er auf dem holperigen Boden von einem seiner schwarzen nackten Füße auf den an-

deren trat. Er sagte das aber so kühn und ruhig, daß es schwer war zu glauben, er habe nicht gewagt, zum gnädigen Herrn zu kommen.

»Unsere Sache ist eine bäuerliche Angelegenheit, wie sollten wir es wagen?«, begann schluchzend das Weib.

»Schwatze doch nicht!«, wandte sich Tschuris von neuem an sie.

»In dieser Hütte kannst du nicht leben, das ist Unsinn!«, sprach Nechljudoff, nachdem er einige Zeit geschwiegen hatte. – »Aber siehst du, was wir tun werden, Brüderchen ...«

»Ich höre«, ließ sich Tschuris vernehmen.

»Hast du die steinernen Gerardowschen Hütten gesehen, die ich auf dem neuen Hof erbaute, die mit den hohlen Mauern?«

»Wie sollte ich sie nicht gesehen haben!«, antwortete Tschuris und ließ in einem Lächeln seine noch vollzähligen weißen Zähne sehen. »Wir waren nicht wenig erstaunt, als man sie baute – schlaue Hütten sind es! Die Burschen lachten: Ob das wohl ein Getreidespeicher werden soll, um vor den Ratten das Korn in die Mauern einzuschütten. Die Hütten sind trefflich!«, schloß er mit dem Ausdruck spöttischen Nichtverstehens, wobei er den Kopf schüttelte, »geradeso wie ein Gefängnis.«

»Ja, die Hütten sind ausgezeichnet, trocken und warm und nicht so feuergefährlich«, bemerkte der gnädige Herr, und er verzog dabei sein junges Gesicht, offenbar unzufrieden mit dem Spott des Bauern.

»Es ist nicht zu streiten, Euer Erlaucht, die Hütten sind trefflich.«

»Nun, siehst du, eine Hütte ist schon ganz fertig. Sie ist zehnar-schinig mit Vorraum und einem Speicher und vollkommen fertig. Ich werde sie dir am Ende gar abgeben, aufVorschuß, zum Selbstkostenpreis. Du wirst es irgend wann zurückzahlen«, sprach der gnädige Herr mit selbstzufriedenem Lächeln, das er nicht zurückhalten konnte in dem Gedanken, daß er eine Wohltat übe. »Du kannst deine alte Hütte abbrechen«, fuhr er fort, »sie wird zum Speicher dienen; den Hof werden wir gleichfalls überführen. Wasser ist dort vorzüglich. Einen Gemüseacker werde ich aus Neuland schneiden lassen. Dein Land werde ich in allen drei Feldern dir gleichfalls dort

an Ort und Stelle anweisen. Trefflich wirst du dort leben. Wie denn, gefällt dir das denn nicht?«, fragte Nechljudoff, da er bemerkt hatte, daß, sobald er nur angefangen hatte von Übersiedlung zu sprechen, Tschuris in völlige Unbeweglichkeit verfallen war und ohne zu lächeln auf die Erde blickte.

»Das ist der Wille Euer Erlaucht«, antwortete er, ohne seine Augen zu erheben.

Das alte Frauchen beugte sich nach vorne, als ob man sie an der verwundbarsten Stelle getroffen habe, und machte Miene, etwas zu sagen, ihr Mann kam ihr aber zuvor.

»Wie Euer Erlaucht will«, sprach er entschlossen und dabei doch unterwürfig, indem er den gnädigen Herrn anschaute und mit einem Ruck seine Haare in Ordnung brachte, »aber auf dem neuen Hof ist uns nicht beschieden zu leben.«

»Weshalb denn?«

»Nein, Euer Erlaucht, wenn Sie uns dahin übersiedeln – um uns ist es auch hier schon schlecht bestellt, dort aber werden wir Ihnen nie ordentliche Bauern sein – was werden wir dort schon für Bauern sein? Ja, dort ist es auch nicht einmal möglich, zu leben, wie Sie wollen!«

»Ja, aber weshalb denn nur?«

»Bis zum letzten werden wir uns dort zugrunde richten, Euer Erlaucht.«

»Weshalb kann man denn dort nicht leben?«

»Was ist das denn dort für ein Leben? Urteile doch selber: Der Ort ist unbewohnt, das Wasser unbekannt, Weide gibt es keine. Die Hanffelder sind hier bei uns von alters her fettes Land, aber wie dort? Ja, und was ist denn dort? Nackt und kahl! Weder Zäune, noch Getreidedarren, noch Scheunen, gar nichts ist dort. Wir werden zugrunde gehen, Euer Erlaucht, wenn du uns dahin jagen wirst, endgültig werden wir zugrunde gehen! Der Ort ist neu, unbekannt ...«, wiederholte er nachdenklich, wobei er aber entschieden den Kopf schüttelte.

Nechljudoff wollte dem Bauern beweisen, daß die Übersiedlung im Gegenteil sehr vorteilhaft für ihn sei, daß man Zäune und Scheunen dort bauen werde, daß das Wasser dort gut sei usw., aber das starre Schweigen des Tschuris verwirrte ihn, und er fühlte aus irgend einem Grund, daß er nicht so spreche, wie es sich gehöre. Tschurisenok entgegnete ihm nicht. Als aber der gnädige Herr verstummte, bemerkte er mit einem leichten Lächeln, es sei am allerbesten, auf jenem Hof die greisen Hofleibeigenen anzusiedeln und Alescha, das Dummköpfchen, damit sie dort das Brot bewachten ...

»Das wäre großartig!«, bemerkte er und lächelte von neuem. – »Das andere aber ist ein Unsinn, Euer Erlaucht!«

»Was macht das denn aus, daß der Ort unbewohnt ist?«, suchte Nechljudoff geduldig von neuem zu überzeugen. – »Siehst du, auch hier war irgendwann die Gegend unbewohnt, jetzt aber leben ja Leute hier, auch dort, siehst du, sobald du nur als erster übersiedelst mit leichter Hand ... Ziehe du nur unbedingt hinüber ...«

»Väterchen, Euer Erlaucht, wie kann man das nur vergleichen!«, antwortete Tschuris mit Lebhaftigkeit, gleich als ob er fürchtete, der gnädige Herr möchte eine endgültige Entscheidung treffen. »Hier mit allen zusammen ist unser Platz, ein lustiger, gewohnter Platz: Auch der Weg und der Teich ist da – hat das Weib Wäsche zu waschen oder das Vieh zu tränken. Ja, und unsere ganze Bauernwirtschaft ist hier von alters her eingerichtet, die Tenne und das Gemüsegärtchen und die Weiden, die meine Väter pflanzten. Mein Großvater und mein Väterchen haben hier Gott ihre Seele zurückgegeben, und ich möchte nur, daß ich mein Leben hier beschließen kann, Euer Erlaucht, weiter bitte ich um gar nichts. Wenn Euer Gnaden mir behilflich ist, die Hütte auszubessern, werden wir sehr zufrieden bleiben mit Euer Gnaden; wenn aber nicht, so werden wir irgend wie in der alten unser Leben verbringen. Laß uns doch ewig zu Gott für dich beten«, fuhr er fort, indem er sich tief verneigte, »verjage uns nicht aus unserem Nest, Väterchen ...«

Während Tschuris so sprach, wurde unter dem Schlafgerüst, dort, wo sein Weib stand, immer lauterer Schluchzen vernehmbar, und als ihr Mann sagte »Väterchen«, sprang sein Weib plötzlich hervor und stürzte sich in Tränen dem gnädigen Herrn zu Füßen:

»Richte uns nicht zugrunde, Ernährer! Du bist unser Vater, du bist unsere Mutter! Wo sollen wir uns denn hinwenden? Wir sind alte, alleinstehende Leute. Wie Gott, so auch du ...«, brüllte sie los.

Nechljudoff sprang von der Bank auf und wollte die Alte aufheben, sie aber schlug wie in einer Art Wollust der Verzweiflung mit dem Kopf auf den Erdboden und stieß die Hand des gnädigen Herrn zurück.

»Was machst du denn! Stehe doch auf, ich bitte dich! Wenn ihr nicht wollt, so ist es ja nicht nötig. Ich werde euch doch nicht zwingen«, sprach er, indem er eine abwehrende Handbewegung machte und zur Tür zurücktrat.

Als sich Nechljudoff wieder auf die Bank gesetzt hatte und in der Hütte Schweigen eingetreten war, nur unterbrochen von dem Schluchzen des Weibes, das sich wiederum unter das Schlafgerüst zurückgezogen hatte und sich dort die Tränen mit ihrem Hemdsärmel abwischte, da begriff der junge Gutsbesitzer, was für den Tschuris und sein Weib das zerfallende Hüttchen bedeutete, der zusammengestürzte Brunnen mit der schmutzigen Pfütze, die faulenden Ställchen, Speicherchen und die gesprungenen Weiden, die vor dem schiefen Fensterchen zu sehen waren, und ihm ward es seltsam schwer und traurig zumute, und er schämte sich über irgend etwas.

»Weshalb hast du, Iwan, denn aber nicht am letzten Sonntag auf der Bauernversammlung gesagt, daß du eine Hütte nötig hast? Ich weiß jetzt nicht, wie ich dir helfen soll. Ich habe euch allen auf der ersten Versammlung gesagt, daß ich mich im Dorf niedergelassen und mein Leben euch gewidmet habe, daß ich bereit bin, selber allem zu entsagen, wenn ihr nur zufrieden und glücklich seid – und ich schwöre vor Gott, daß ich mein Wort halten werde«, sprach der junge Gutsbesitzer, ohne zu ahnen, daß derartige Ergüsse völlig ungeeignet sind, in irgend

wem Vertrauen zu erregen, und besonders in einem russischen Menschen, der nicht Worte liebt, sondern Taten, und ungern seine Gefühle ausdrückt, wie schön sie auch sein mögen.

Der naive junge Mann war aber so glücklich über das Gefühl, das er empfand, daß er es unbedingt ausströmen lassen mußte.

Tschuris hatte den Kopf zur Seite geneigt, und langsam blinzeln hörte er seinem gnädigen Herrn mit gezwungener Aufmerksamkeit zu, wie jemandem, dem man nun einmal zuhören muß, wenn er auch Dinge spricht, die nicht ganz schön sind und uns auch gar nichts angehen.

»Ich kann aber doch nicht allen alles geben, worum sie mich bitten. Wenn ich niemandem abschlagen würde, der mich um Holz bittet, so würde mir selber bald gar nichts mehr bleiben, und ich könnte dann nicht dem geben, der in Wahrheit notleidet. Deshalb habe ich ja auch einen Teil meines Waldes abgetreten, ihn zur Ausbesserung der Bauernbauten bestimmt und ihn völlig der Bauerngemeinschaft übergeben. Dieser Wald gehört jetzt schon nicht mehr mir, vielmehr euch Bauern, und ich kann schon nicht mehr über ihn verfügen, es verfügt vielmehr die Bauerngemeinde, wie sie es versteht. Komme heute auf die Versammlung, ich will da deine Bitte vorbringen: Wenn die Gemeinde bestimmt, dir eine Hütte zu geben, so ist das gut, ich habe jetzt keinen Wald mehr. Ich wünsche dir von ganzer Seele Hilfe. Wenn du aber nicht übersiedeln willst, so ist das nicht meine Sache, sondern die der Gemeinde. Verstehst du mich?«

»Sehr zufrieden mit Euer Gnaden«, antwortete verlegen Tschuris. »Wenn Sie für den Hof Hölzerchen gütig ablassen, so werden wir uns auch so behelfen. Was denn die Gemeinde? Die Sache ist bekannt ...«

»Nein, komme nur hin ...«

»Ich gehorche. Ich werde kommen. Weshalb nicht? Nur werde ich die Gemeinde wohl nicht bitten.«

IV

Der junge Gutsbesitzer wollte augenscheinlich noch etwas fragen, er erhob sich zumindest nicht von seinem Sitz und blickte unentschlossen bald auf den Tschuris, bald auf den leeren, ungeheizten Ofen.

»Wie? Habt ihr schon zu Mittag gegessen?«, fragte er endlich.

Unter dem Schnauzbart des Tschuris zuckte es wie ein spöttisches Lächeln, gleich als ob es ihm komisch vorkomme, daß der gnädige Herr so dumme Fragen stellte. Er antwortete gar nicht.

»Was für ein Mittagessen denn, Ernährer?«, stieß schwer seufzend Tschuris' Weib hervor. »Brot haben wir gegessen, das ist unser Mittagessen. Kohlsuppe zu bereiten, war nichts da, und was wir an Kwaß hatten, haben wir den Kindern gegeben ...«

»Heute sind ›hungrige Fasten‹, Euer Erlaucht!«, mischte sich Tschuris selber ein, die Worte seines Weibes deutend. »Brot und Zwiebeln, das ist unser Bauernessen. Noch hat, Gott sei Ruhm dafür, das Brötchen bei uns bis jetzt gereicht – durch Eure Gnade. Aber sonst – dicht nebenan bei unseren Nachbarn, da ist auch kein Brot mehr da ... Zwiebeln hat es dieses Jahr überhaupt nicht gegeben. Bei dem Gemüsebauern Michael, unlängst haben wir dahin geschickt, verlangt man für ein Bündel einen Groschen, aber zu kaufen haben wir doch nichts ... Von Ostern an gehen wir auch nicht mehr zur Kirche und haben nicht einmal ein Lichtchen dem Nikolai aufzustellen!«

Nechljudoff kannte lange schon und nicht nur vom Hörensagen, vielmehr aus eigenster Anschauung, jenes äußerste Maß von Armut, in dem seine Bauern lebten. Diese ganze Wirklichkeit stand aber in einem solchen Gegensatz zu seiner Erziehung, zu seiner Denkweise und Lebensführung, daß er wider Willen immer wieder diese Wahrheit vergaß. Und jedesmal, wenn man ihn, wie jetzt, lebhaft und greifbar an sie erinnerte, ward es ihm unerträglich schwer und traurig im Herzen, als quäle ihn die Erinnerung an irgend ein von ihm begangenes und nie mehr zu sühnendes Verbrechen.

»Weshalb seid ihr denn so arm?«, rief er aus, unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck verleihend.

»Ja, wie sollen wir denn sein, Väterchen, Euer Erlaucht, wenn nicht arm? Unser Boden ist so – Sie selber geruhen es zu wissen: Lehm, Hügelland. Ja, und dann, augenscheinlich haben wir Gottes Zorn erregt. Schon von der Cholerazeit an wächst kein Brot mehr. Wiesen und Weideland sind wiederum weniger geworden; einiges ward von der Gutsverwaltung in Bebauung genommen, anderes hat man einfach der Herrschaft zugeteilt ... Meine Sache ist langsam alt geworden ... Wenn ich auch froh wäre, mich zu regen – ich habe keine Kräfte mehr. Meine Alte ist krank, jedes Jahr gebiert sie Mädchen, und alle müssen doch gefüttert werden ... Siehst du, ich allein rühre mich, zu Hause aber sind sieben Seelen. Ich bin wohl sündig vor Gott, dem Herrn! Oft denke ich mir: Würde Gott nur das ein oder andere der Kinderchen rascher zu sich nehmen. Mir wäre es leichter, ja, und auch ihnen wäre es besser, als hier Elend zu leiden ...«

»Oh, oh!«, seufzte laut das Weib, wie zur Bestätigung der Worte ihres Mannes.

»Siehst du, meine ganze Hilfe ist hier«, fuhr Tschuris fort, indem er auf einen dickbäuchigen, weißhaarigen, zerzausten Knaben von etwa sieben Jahren wies, der eben schüchtern und leise die Tür aufklinkte, in die Hütte trat und, indem er von unten her die erstaunten Augen auf den gnädigen Herrn richtete, sich mit beiden Händen am Hemd des Tschuris festhielt.

»Siehst du, das ist meine ganze Hilfe«, sprach mit klangvoller Stimme Tschuris und fuhr mit seiner rauhen Hand über die weißen Haare des Knaben. »Werde ich es wohl noch erleben, daß er mir wird helfen können? ... Mir aber geht schon die Arbeit über die Kräfte. Das Alter wäre noch nichts, aber ein Leistenbruch hat mich überwältigt. Bei schlechtem Wetter möchte ich schreien, und es ist ja auch schon Zeit für mich, den Herrendienst aufzugeben und mich zu den Greisen zurückzuziehen. Da haben Duttloff, Dunkin, Sjabrjeff – alle jünger als ich – längst ihr Land abgegeben. Nun, ich habe es niemandem abzu-

geben – das ist mein ganzes Unglück. Man muß sich füttern: Und da schlage ich mich denn so herum, Euer Erlaucht.«

»Ich möchte dir gern Erleichterung schaffen, wirklich, wie soll ich das machen?«, sprach der junge gnädige Herr mit Teilnahme, indem er auf den Bauern blickte.

»Ja, wie denn Erleichterung schaffen? Es ist doch eine bekannte Sache, wenn man Land besitzen will, so muß man auch Herrendienst leisten – das sind schon bekannte Einrichtungen. Irgend wie hoffe ich schon noch auf den Kleinen. Nur mögen Sie so gnädig sein – wegen der Schule, geben Sie ihn frei. Unlängst ist der Gemeindeschreiber gekommen und sagte, auch ihn verlange Euer Erlaucht in die Schule. Ihn lassen Sie mir schon frei. Was hat er denn für einen Verstand, Euer Erlaucht! Er ist noch jung, er denkt noch gar nichts.«

»Nein, Bruder, das geht nicht so, wie du willst«, sagte der gnädige Herr, »dein Knabe kann schon begreifen, es ist Zeit für ihn zu lernen. Ich spreche doch zu deinem eigenen besten. Urteile doch selber: Wenn er bei dir heranwachsen wird, wird er Hauswirt werden, ja, und wird zu lesen und zu schreiben verstehen, auch in der Kirche zu lesen – es wird ja alles bei dir zu Hause mit Gottes Hilfe gut gehen«, sprach Nechljudoff, indem er sich bemühte, sich möglichst verständlich auszudrücken, dabei aber doch aus irgend einem Grund errötete und stotterte.

»Es ist nicht zu bestreiten, Euer Erlaucht, Sie wünschen uns nichts Böses. Ich und meine Frau sind beim Herrendienst; er aber, wenn er auch noch ein kleiner Kerl ist, hilft uns gleichwohl – das Vieh auf die Weide zu treiben und die Pferde zu tränken. Was für einer er auch ist, er ist aber gleichwohl ein Bauer«, und Tschurisenok faßte lächelnd den Knaben mit seinen dicken Fingern bei der Nase und schneuzte ihn.

»Gleichwohl schicke du ihn, wenn du selber zu Hause bist und er Zeit hat – hörst du? Unbedingt.«

Tschurisenok seufzte schwer und antwortete gar nichts.

V

Ja, ich wollte dir noch sagen«, sprach Nechljudoff, »weshalb ist denn bei dir der Mist nicht ausgefahren?«

»Was ist denn bei mir für ein Mist, Väterchen, Euer Erlaucht? Es ist auch gar nichts da, auszufahren. Mein Vieh, was ist es denn? Ein einziges Stutchen, ja, und ein Füllen, das Kühchen habe ich im vergangenen Herbst dem Verwalter kurz vor dem Kalben abgegeben – das ist mein ganzes Vieh!«

»Wie denn das, du hast wenig Vieh, und dabei hast du noch eine tragende Kuh abgegeben?«, fragte mit Staunen der gnädige Herr.

»Womit soll man sie denn füttern?«

»Reicht denn dein Heu nicht aus, um eine Kuh zu füttern? Bei den anderen reicht es doch!«

»Die anderen haben fettes Land, mein Land ist aber Lehm Boden, da ist nichts zu machen.«

»Nun, so dünge es doch, damit es nicht nur Lehm ist, und der Boden wird Brot geben, und du wirst genug haben, um das Vieh zu füttern.«

»Ja – aber Vieh habe ich nicht, woher soll denn der Mist kommen?«

»Das ist ja ein fürchtbarer cercle vicieux«, dachte Nechljudoff. Er vermochte aber entschieden nichts auszudenken, was er dem Bauern raten könne.

»Wiederum muß man auch das sagen, Euer Erlaucht, nicht der Mist gebiert Brot, vielmehr alles gibt Gott«, fuhr Tschuris fort. »Sehen Sie, ich hatte voriges Jahr auf dem Brachfeld sechs Heuhaufen, auf dem gedüngten Feld hat man aber nicht einmal einen Garbenaufen gesammelt. Niemand anders als Gott!«, fügte er mit einem Seufzer hinzu. – »Ja, und das Vieh bleibt nicht in unserem Hof. Sehen Sie, das sechste Jahr lebt es nicht. Vergangenes Jahr ist ein Kälbchen krepirt, ein anderes habe ich verkauft: Ich hatte nichts, um es zu füttern. Im vorletzten Jahr ist eine tüchtige Kuh gefallen: Sie kam von der Weide, gar nichts fehlte ihr, plötzlich schwankte sie, und der Atem verging ihr. Alles mein Unglück!«

»Nun, mein Brüderchen, damit du nicht sagst, du hättest deshalb kein Vieh, weil du kein Futter hast, und kein Futter deshalb, weil du kein Vieh hast, da hast du genug für eine Kuh«, sprach Nechljudoff, indem er errötend aus der Hosentasche ein zusammengedrücktes Bündel Geldscheine hervorholte und es auseinandernahm. »Kaufe dir auf mein Glück eine Kuh, Futter nimm aber von meiner Tenne – ich werde es ansagen. Sieh aber zu, daß du am kommenden Sonntag eine Kuh hast: Ich werde nachschauen.«

Da aber Tschuris lange Zeit hindurch, verlegen lächelnd, seine Hand nicht nach dem Geld ausstreckte, legte es Nechljudoff auf das Tischende und errötete noch mehr.

»Sehr zufrieden mit Euer Gnaden«, sprach Tschuris mit seinem gewöhnlichen, ein wenig spöttischen Lächeln.

Die Alte seufzte einige Male schwer unter dem Schlafgerüst, und es war, als ob sie ein Gebet murmelte.

Dem jungen gnädigen Herrn ward es peinlich. Er erhob sich eilig von der Bank, ging zum Vorraum und rief den Tschuris zu sich hinaus. Der Anblick des Menschen, dem er eine Wohltat erwiesen hatte, war ihm so angenehm, daß er sich nicht so rasch von ihm zu trennen wünschte.

»Ich bin froh, dir helfen zu können«, sprach er, indem er beim Brunnen stehen blieb. »Man kann dir helfen, weil ich weiß, daß du nicht faul sein wirst. Du wirst dich bemühen – und ich werde helfen. Mit Gottes Hilfe wirst du auch wieder gesund werden.«

»Es handelt sich nicht darum, gesund zu werden, Euer Erlaucht«, sprach Tschuris, wobei er plötzlich einen ernsten, sogar strengen Gesichtsausdruck annahm, gerade so, als ob er sehr unzufrieden sei mit der Annahme des gnädigen Herrn, daß er überhaupt gesund werden könne. »Wir lebten unter dem Väterchen mit meinen Brüdern und sahen in nichts Not. Als er aber gestorben war, ja, als wir uns getrennt hatten, da ist alles schlechter und schlechter gegangen. Alles ist die Einsamkeit!«

»Weshalb habt ihr euch dann aber getrennt?«

»Alles ist wegen der Weiber so gekommen, Euer Erlaucht. Damals war schon Ihr Großväterchen nicht mehr am Leben, denn bei ihm hätten sie es, nicht gewagt – da herrschte noch wirkliche Ordnung. Er ging ebenso wie auch Sie auf alles selber ein, und wir hätten nicht einmal gewagt, daran zu denken, uns zu trennen. Aber der Verstorbene liebte es nicht, den Bauern nachzugeben. Nach Ihrem Großväterchen hatte die Verwaltung Andrei Iljitsch übernommen – Friede seiner Asche –, er war ein Trunkenbold und unzuverlässiger Mensch. Wir kamen mit der Bitte zu ihm, einmal, ein zweites Mal: ›Es ist sozusagen kein Leben wegen der Weiber, erlaube, daß wir uns trennen!‹ Nun, er prügelte, er prügelte; aber endlich kam es doch dazu, daß die Weiber gleichwohl ihren Willen durchsetzten. Wir begannen getrennt zu leben. Es ist aber bekannt, was der alleinstehende Bauer ist! Nun ja, auch Ordnung gab es damals gar keine. Andrei Iljitsch ging mit uns um, wie er wollte und mußte alles haben. Woher es aber der Bauer nehmen soll, danach fragte er gar nicht. Damals wurden die Kopfabgaben erhöht, Tischvorräte wurden mehr eingesammelt, der Boden ward weniger, und das Korn hörte auf, sich zu vermehren. Als aber die Vermessung kam, ja, und er unsere fetten Länder seinem eigenen Land zuschnitt, der Übeltäter, richtete er uns völlig zugrunde: ›Stirb nur!‹

Ihr Väterchen, das Himmelreich ihm, war ein guter, gnädiger Herr, ja, wir sahen ihn auch kaum: Fortwährend lebte er in Moskau. Nun, es ist bekannt, auch Fuhren begann man dahin häufiger zu treiben. Ein andermal ist die Zeit der schlechten Wege, es gibt kein Futter, aber fahre nur! Es kann aber ja auch der gnädige Herr nicht ohne das auskommen. Wir wagen nicht, darüber gekränkt zu sein; ja, es war aber keine Ordnung. Wie jetzt Euer Gnaden jedes Bäuerlein vor Ihr Gesicht lassen, so sind auch wir andere geworden, und auch der Verwalter ward ein anderer Mensch. Wir wissen jetzt wenigstens, daß wir einen gnädigen Herrn haben. Und man kann auch schon sagen, daß die Bäuerlein deiner Gnaden dankbar sind. Sonst aber gab es unter der Vormundschaft keinen wirklichen gnädigen

Herrn. Da war jeder gnädiger Herr: Sowohl der Vormund war ein gnädiger Herr, und Iljitsch war ein gnädiger Herr, und seine Frau war gnädige Frau, und der Schreiber von der Polizei war auch ein gnädiger Herr. Da litten die Bäuerlein viel, ja sehr viel Kummer!«

Wiederum empfand Nechljudoff ein Gefühl, das der Scham ähnlich sah oder Gewissensbissen. Er lüftete seinen Hut und ging weiter.

VI

»Juchwanka Mudreny will ein Pferd verkaufen«, las Nechljudoff in seinem Notizbüchlein und ging über die Straße hinüber zum Hof des Juchwanka Mudreny. Dessen Hütte war sorgfältig bedeckt mit Stroh aus dem Hof des Herren und gefügt aus frischem, hellgrauem Espenholz (ebenfalls aus dem vom gnädigen Herrn abgetretenen Wald). Sie hatte zwei rotgestrichene Läden an den Fenstern und ein Aufgangstreppechen mit einem Schirmdach und mit phantastisch ausgeschnittenen, glatt gehobelten Geländerchen. Der Vorraum und die »kalte Hütte« waren gleichfalls so, wie sich's gehört. Aber der allgemeine Eindruck der Zufriedenheit und Genügsamkeit, den dieser Bau hervorrief, ward ein wenig getrübt durch die Kornkammer, die an das Tor angebaut war und einen nicht fertigen Zaun und ein ungedecktes Schirmdach hatte, das hinter ihr zum Vorschein kam. Zu der Zeit, als Nechljudoff von der einen Seite her sich dem Eingang nahte, schritten von der anderen zwei Bauernweiber zu ihm hin, die einen vollen Bottich trugen. Eine von ihnen war die Frau, die andere die Mutter des Juchwanka Mudreny. Erstere war ein stämmiges, rotbäckiges Weib mit ungewöhnlich entwickelter Brust und breiten Backenknochen. Sie trug ein reines, an den Ärmeln und am Kragen gesticktes Hemd, auch der Brustlatz war gestickt, einen neuen Rock, Schuhe, Glasperlenkette und einen viereckigen schmucken Kopfputz, der ausgestickt war mit rotem Garn und kleinen Metallplatten. Das Ende des Tragbalkens schaukelte nicht, lag vielmehr ruhig auf ih-

rer breiten und festen Schulter. Die leichte Anspannung, die in ihrem roten Gesicht und in der Krümmung des Rückens und der gemessenen Bewegung der Hände und Füße zu bemerken war, verriet in ihr eine außerordentliche Gesundheit und männliche Kraft. Die Mutter des Juchwanka, die das andere Ende des Tragbalkens trug, war im Gegensatz dazu eine von jenen Greisinnen, die bei lebendigem Leib an der letzten Grenze des Alters und des Zerfalls angelangt zu sein scheinen. Ihr knochiger Körper – sie trug ein schwarzes, zerrissenes Hemd und einen ausgebleichten Rock – war gebeugt, so daß der Tragbalken mehr auf ihrem Rücken als auf ihrer Schulter lag. Ihre Hände mit den gekrümmten Fingern, in denen sie den Tragbalken so hielt, als ob sie sich an ihm festhalten wolle, waren von einer ganz dunklen Farbe und konnten sich, so schien es, schon gar nicht mehr auseinanderbiegen; der herabhängende Kopf, der mit irgend einem Lappen umbunden war, zeigte in höchstem Maße die entstellenden Züge der Armut und des hohen Alters. Unter ihrer niedrigen Stirn, die nach allen Richtungen von tiefen Furchen durchzogen war, blickten glanzlos zwei gerötete Augen zur Erde, die keine Wimpern mehr hatten. Ein einziger gelber Zahn schaute aus der eingefallenen Oberlippe hervor, und in unaufhörlicher Bewegung berührte er sich bisweilen mit dem spitzen Kinn. Die Runzeln auf dem unteren Teil ihres Gesichts und ihres Halses sahen wie Säckchen aus, die bei jeder Bewegung schaukelten. Sie atmete schwer und röchelnd. Aber wenn es auch so schien, als ob ihre nackten, gekrümmten Füße sich über ihre Kraft über die Erde hinschlepten, so bewegten sie sich doch gleichmäßig, einer hinter dem anderen.

VII

Als das junge Weib mit dem gnädigen Herrn fast zusammengestoßen war, stellte es flink den Bottich hin, senkte die Augen zu Boden, verbeugte sich und schaute dann erst mit leuchtendem Blick von

unten her zu dem gnädigen Herrn auf, und indem sie sich bemühte, mit dem Ärmel des gestickten Hemdes ein leichtes Lächeln zu verbergen, lief sie mit den Schuhen klappernd zur Treppe.

»Du, Mütterchen, bring den Tragbalken zur Tante Nastaßja zurück«, sagte sie, indem sie in der Tür stehen blieb und sich an die Alte wandte.

Der züchtige junge Gutsbesitzer blickte streng, aber aufmerksam auf das rotbäckige Weib, verzog seine Stirn und wandte sich an die Greisin, die mit ihren krummen Fingern den Tragbalken losmachte, ihn auf die Schultern nahm und sich soeben gehorsam der Nachbarshütte zuwandte.

»Ist dein Sohn zu Hause?«, fragte der gnädige Herr.

Die Greisin bückte ihren gebeugten Körper noch mehr, verneigte sich und wollte etwas sagen; indem sie aber die Hände an den Mund legte, fing sie derart zu husten an, daß Nechljudoff, ohne abzuwarten, in die Hütte trat. Als Juchwanka, der in der »roten« Ecke auf der Bank saß, den gnädigen Herrn erblickte, stürzte er zum Ofen hin, als ob er sich vor ihm verbergen wolle, legte eiligst irgend ein Ding auf das Schlafgerüst und, mit Mund und Augen zwinkeend, drückte er sich an die Wand hin, als wolle er dem gnädigen Herrn Platz machen. Juchwanka war ein rotblonder Bursche von dreißig Jahren, hager, gut gewachsen, mit einem jungen, spitzen Kinn, ziemlich hübsch, wenn nicht seine unruhigen grauen Augen gewesen wären, die aus seinen verzogenen Brauen unangenehm hervorschauten, und wenn ihm nicht zwei Vorderzähne gefehlt hätten, was sogleich ins Auge fiel, weil seine Lippen kurz waren und sich unaufhörlich bewegten. Er trug ein Feiertagshemd mit grellroten Achselwickeln, gestreifte Kattunhosen und schwere Stiefel mit gefalteten Schäften. Das Innere der Hütte des Juchwanka war nicht so eng und finster wie das Innere der Hütte des Tschuris, obgleich es auch in ihr schwül war, nach Rauch und Schafspelz roch und ebenso unordentlich Männerkleider und Hausgeräte herumlagen. Zwei Dinge zogen die Aufmerksamkeit besonders auf sich: ein nicht

großer, krummer Samowar, der auf dem Wandbrett stand, und ein schwarzer Rahmen mit dem Rest eines schmutzigen Glases und dem Bild irgend eines Archimandriten mit krummer Nase und sechs Fingern, das bei dem Heiligenbild in kupferner Fassung hing. Nechljudoff schaute nicht gerade wohlwollend auf den Samowar, das Porträt des Archimandriten und das Schlafgerüst, an dem aus irgend einem alten Lumpen das Ende einer Pfeife mit Kupferbeschlag hing, und wandte sich an den Bauern.

»Guten Tag, Epiphan«, sprach er, wobei er ihm in die Augen schaute.

Epiphan verneigte sich und murmelte: »Gesundheit wünschen wir Euer Gnaden«, wobei er das letzte Wort besonders zärtlich aussprach, und seine Augen umliefen dabei augenblicklich die ganze Gestalt des gnädigen Herrn, die Hütte, den Fußboden und die Decke, ohne bei irgend etwas stehen zu bleiben. Dann ging er eilig zu dem Schlafgerüst, zog von dort seinen Rock hervor und begann ihn anzuziehen.

»Weshalb ziehst du dich denn an?«, sprach Nechljudoff, während er sich auf die Bank setzte und sich augenscheinlich bemühte, den Epiphan möglichst streng anzublicken.

»Wie denn, erbarmen Sie sich doch, Euer Gnaden, kann man denn? Wir, scheint es, können verstehen ...«

»Ich bin zu dir gekommen, um zu erfahren, weshalb du es nötig hast, ein Pferd zu verkaufen, ob du viele Pferde hast und welches Pferd du verkaufen willst«, sprach trocken der gnädige Herr, augenscheinlich vorbereitete Fragen wiederholend.

»Wir sind hoch zufrieden mit Euer Gnaden, daß Sie sich nicht ekelten, zu uns zu kommen, zu einem Bauern«, antwortete Juchwanka, und er warf rasche Blicke auf das Bild des Archimandriten, auf den Ofen, auf die Stiefel des gnädigen Herrn und überhaupt auf alle Gegenstände, ausgenommen das Gesicht des Nechljudoff. »Wir beten immer für Euer Gnaden zu Gott ...«

»Weshalb musst du ein Pferd verkaufen?« wiederholte Nechljudoff, wobei er seine Stimme erhöhte und sich räusperte.

Juchwanka seufzte, rückte seine Haare zurecht (sein Blick umlief wiederum die Hütte), und als er eine Katze bemerkt hatte, die friedlich auf der Bank liegend schnurrte, schrie er sie an: »Fort, Luder!« und wandte sich eiligst an den gnädigen Herrn. »Das Pferd, welches, Euer Gnaden, nichts taugt ... Wenn es ein gutes Tier wäre, würde ich es nicht verkaufen, Euer Gnaden ...«

»Wieviel Pferde hast du denn überhaupt?«

»Drei, Euer Gnaden.«

»Sind keine Füllen darunter?«

»Wie ist das denn möglich, Euer Gnaden! Auch ein Füllen ist dabei.«

VIII

Komm, zeige mir deine Pferde! Sind sie bei dir auf dem Hof?«

»Genau so, Euer Gnaden, wie es mir befohlen ist, so ward es auch getan, Euer Gnaden. Können wir denn ungehorsam sein, Euer Gnaden? Mir befahl Jakob Alpatitsch, die Pferde morgen nicht aufs Feld zu lassen: Der Fürst werde sie anschauen; wir haben sie auch nicht fortgelassen. Wir wagen schon nicht, Euer Gnaden ungehorsam zu sein.«

Während Nechljudoff zur Tür schritt, nahm Juchwanka die Pfeife vom Schlafgerüst und warf sie hinter den Ofen. Seine Lippen bewegten sich ebenso unruhig auch zu der Zeit, als der gnädige Herr nicht auf ihn schaute.

Eine magere graue Stute wühlte unter dem Schirmdach in faulem Stroh, ein zweimonatiges langbeiniges Füllen von einer ganz unbestimmten Farbe, mit bläulichen Füßen und bläulichem Maul, ging nicht von ihrem hageren Schwanz weg, in dem Kletten hingen. Inmitten des Hofes stand, die Augen geschlossen und nachdenklich das Haupt geneigt, ein dickbäuchiger brauner Wallach, augenscheinlich ein gutes Bauernpferd.

»So, sind das hier alle deine Pferde?«

»Keineswegs, Euer Gnaden, da ist noch eine kleine Stute, ja, und da noch ein kleines Füllchen«, antwortete Juchwanka, indem er auf die Pferde zeigte, die sein Herr gar nicht übersehen konnte.

»Ich sehe schon. Welches willst du denn verkaufen?«

»Aber da gerade dieses da, Euer Gnaden«, antwortete er, und er wies mit seinem Rockschoß auf den verschlafenen Wallach, wobei er unaufhörlich mit den Augen zwinkerte und seine Lippen bewegte. Der Wallach öffnete die Augen und drehte ihm faul seine Rückseite zu.

»Er ist dem Augenschein nach nicht alt und an sich ein stämmiges Pferdchen«, sprach Nechljudoff. »Fasse es und zeige mir die Zähne. Ich erkenne, ob es alt ist.«

»Ich kann es auf keine Weise allein festhalten, Euer Gnaden. Das ganze Vieh ist keinen Groschen wert, es hat Mucken, beißt und schlägt mit den Vorderfüßen aus, Euer Gnaden«, antwortete Juchwanka. Er lachte dabei sehr vergnügt und wandte die Augen nach verschiedenen Seiten hin.

»Was für ein Unsinn! Faß es, sage ich dir!«

Juchwanka lächelte lange, indem er von einem Fuß auf den anderen trat, und erst als Nechljudoff zornig schrie: »Nun, wird's bald?« stürzte er hinter das Schirmdach, brachte ein Halfter hervor und begann hinter dem Pferd herzujagen, wobei er es erschreckte und von hinten, nicht von vorn, auf dasselbe zukam.

Dem jungen gnädigen Herrn war es offenbar langweilig geworden, dem zuzuschauen, ja, und vielleicht wollte er auch seine Geschicklichkeit zeigen. »Gib mir das Halfter!«, sprach er.

»Erbarmen Sie sich! Wie ist das möglich für Euer Gnaden? Geruhen Sie doch nicht ...«

Nechljudoff schritt aber gerade von vorn auf das Pferd zu, und es unversehens an den Ohren fassend, beugte er es mit einer solchen Kraft zur Erde nieder, daß der Wallach, der, wie es sich erwies, ein sehr frommes Bauernpferdchen war, schwankte und zu

röcheln begann, wobei er sich bemühte, sich loszureißen. Als Nechljudoff gemerkt hatte, daß es völlig unnötig war, solche Gewalt anzuwenden, und er auf den Juchwanka schaute, der gar nicht aufhörte zu lächeln, kam ihm der in seinem Alter allerbeleidigendste Gedanke in den Kopf, daß Juchwanka über ihn lache und ihn im stillen für ein Kind halte. Er errötete, ließ die Ohren des Pferdes los, öffnete ihm ohne die Hilfe des Halfters das Maul und betrachtete die Zähne: Die Eckzähne waren heil, die Kronen der Vorderzähne noch ausgefüllt, was der junge Landwirt schon gelernt hatte; es war also ein junges Pferd.

Juchwanka ging währenddessen zum Schirmdach hin, und als er gemerkt hatte, daß eine Egge nicht am rechten Platz lag, hob er sie auf, lehnte sie an den Zaun und stellte sie aufrecht hin.

»Komm hierher!«, rief der gnädige Herr mit einem kindlich betrübten Gesichtsausdruck und fast mit Tränen des Verdrusses und des Ärgers in der Stimme. »Wie alt ist dies Pferd?«

»Erbarmen Sie sich, Euer Gnaden, sehr alt, zwanzig Jahre wird es alt sein ... ein solches Pferd ...«

»Schweig! Du bist ein Lügner und ein Taugenichts, weil ein ehrlicher Bauer nicht lügen wird, er hat es nicht nötig!«, sprach Nechljudoff. Er keuchte, weil Tränen des Zornes ihm in der Kehle aufstiegen. Um sich nicht bloßzustellen, indem er vor dem Bauer in Tränen ausbreche, verstummte er. Juchwanka schwieg gleichfalls. Mit der Miene eines Menschen, der sogleich in Tränen ausbrechen wird, zog er ein paarmal die Luft durch die Nase und zuckte leicht mit dem Kopf. »Nun, womit wirst du denn pflügen gehen, wenn du dieses Pferd verkauft hast?«, fuhr Nechljudoff fort, als er sich hinlänglich beruhigt hatte, um mit seiner gewöhnlichen Stimme zu sprechen. »Man sendet dich absichtlich ohne Pferd zur Arbeit, damit deine Pferde zum Pflügen Kraft haben, und du willst dein letztes Pferd verkaufen? Aber die Hauptsache, weshalb lügst du?«

Als sich der gnädige Herr beruhigt hatte, hatte sich auch Juchwanka beruhigt. Er stand aufgerichtet da, und während er noch im-

mer seine Lippen bewegte, liefen seine Augen von einem Gegenstand zum anderen.

»Wir werden für Euer Gnaden«, antwortete er, »nicht schlechter als die anderen zur Arbeit fahren.«

»Ja, womit wirst du denn fahren?«

»Seien Sie nur unbesorgt, wir werden mit der Arbeit für Euer Gnaden schon fertig werden!«, antwortete er und schrie dann den Wallach an und jagte ihn weg. »Wenn ich nicht Geld nötig hätte, würde ich ihn dann wohl verkaufen?«

»Wozu hast du denn Geld nötig?«

»Brot habe ich keines, Euer Gnaden; ja, und dem Bäuerlein muß ich auch meine Schuld abzahlen. Euer Gnaden.«

»Wie, hast du denn kein Brot? Weshalb haben es denn noch die anderen, die Kinder haben, und du, der du kinderlos bist, hast keines? Wo ist es denn hingekommen?«

»Gegessen haben wir es, Euer Gnaden, und jetzt ist kein Krümel mehr da. Ein Pferd kaufe ich mir im Herbst, Euer Gnaden.«

»Wage nicht noch einmal daran zu denken, das Pferd zu verkaufen!«

»Wie denn, Euer Gnaden, wenn dem so ist, wie soll dann unser Leben sein? Brot gibt es nicht, und zu verkaufen wage ich nichts«, antwortete er völlig zur Seite, indem er die Lippen bewegte und plötzlich einen frechen Blick dem gnädigen Herrn grade ins Gesicht richtete. »Das heißt also, man muß Hungers sterben.«

»Paß auf, Bruder!«, schrie Nechljudoff erbleichend, und er empfand ein böses, persönliches Gefühl gegen den Bauern. »Solche Bauern wie dich werde ich nicht halten. Dir wird es noch einmal schlecht gehen.«

»Das ist der Wille Euer Gnaden«, antwortete Juchwanka, indem er die Augen schloß, mit geheuchelt ergebenem Ausdruck, »wenn ich es Ihnen nicht recht machte. Es scheint aber, man hat keine Laster an mir bemerkt. Ich weiß, daß, wenn ich schon Euer Erlaucht nicht gefallen habe, alles in Ihrem Willen steht. Nur weiß ich nicht, wofür ich leiden muß.«

»Aber, siehst du, dafür: Daß bei dir der Hof kein Schirmdach hat, der Mist nicht unterpflügt, der Zaun zerbrochen ist und du zu Hause sitzt, ja, und eine Pfeife rauchst, aber nicht arbeitest. Dafür, daß du deiner Mutter, die dir die ganze Wirtschaft abgab, kein Stück Brot gibst, deiner Frau erlaubst, sie zu schlagen, und sie dahin brachtest, sich bei mir zu beklagen.«

»Erbarmen Sie sich, Euer Erlaucht. Ich weiß nicht einmal, was es da für Pfeifen gibt«, antwortete verwirrt Juchwanka, dem augenscheinlich vor allem die Beschuldigung, eine Pfeife zu rauchen, kränkend war. »Von einem Menschen kann man alles sagen.«

»Da lügst du wiederum! Ich habe es selbst gesehen!«

»Wie wage ich denn, Euer Erlaucht zu belügen!«

Nechljudoff schwieg. Er biß sich die Lippen und begann im Hof auf und ab zu gehen. Juchwanka rührte sich nicht vom Fleck und verfolgte, ohne die Augen aufzuheben, mit den Blicken die Füße des gnädigen Herrn.

»Höre, Epiphan«, sprach Nechljudoff mit kindlich sanfter Stimme, indem er vor dem Bauern stehen blieb und sich bemühte, seine Aufregung zu verbergen. »So zu leben ist unmöglich, und du wirst dich zugrunde richten. Denke einmal schön nach. Wenn du ein guter Bauer sein willst, so ändere du dein Leben, gib deine schlechten Gewohnheiten auf: Lüge nicht, trinke nicht, achte deine Mutter. Ich weiß ja alles über dich. Beschäftige dich mit deiner Wirtschaft, nicht aber damit, Kronesholz zu stehlen, ja, und ins Wirtshaus zu gehen. Was ist da Schönes dran! Wenn du an irgend etwas Mangel leidest, so komme zu mir. Erbitte ganz offen, was nötig ist und wofür, und lüge nicht, sage vielmehr die ganze Wahrheit. Dann werde ich dir nichts abschlagen.«

»Erbarmen Sie sich, Euer Gnaden. Wir können, scheint es, Euer Erlaucht verstehen!«, antwortete Juchwanka, indem er so lächelte, als ob er durchaus den vollen Reiz des Scherzes seines Herrn zu würdigen verstehe.

Dieses Lächeln und diese Antwort enttäuschten Nechljudoff völlig in seiner Hoffnung, den Bauern zu rühren und ihn durch

Ermahnung auf den richtigen Weg zu bringen. Auch schien es ihm immer so, als ob es für ihn, der die Macht habe, unziemlich sei, seinen Bauern zu ermahnen, und als ob alles, was er ihm gesagt habe, durchaus nicht das sei, was sich zu sagen gehöre. Er senkte traurig den Kopf und trat in den Vorraum. Auf der Schwelle saß die Greisin und stöhnte laut, wie es schien, zum Zeichen des Einverständnisses mit den Worten des gnädigen Herrn, die sie gehört hatte.

»Da hast du etwas für Brot!«, sagte ihr Nechljudoff ins Ohr, indem er ihr einen Geldschein in die Hand drückte. »Kaufe nur selber und gib es nicht dem Juchwanka, der wird es nur vertrinken.«

Die Greisin griff mit ihrer knöchigen Hand an den Türrahmen, um aufzustehen, und wollte dem gnädigen Herrn danken. Ihr Kopf wackelte. Nechljudoff war aber schon auf der anderen Seite der Straße, als sie sich endlich erhoben hatte.

IX

»Dawidka Bjely bat um Brot und Zaunpfähle«, stand im Notizbüchelchen geschrieben, nach dem Juchwanka.

Als Nechljudoff an einigen Höfen vorübergegangen war, begegnete er beim Einbiegen in eine Seitengasse seinem Verwalter Jakob Alpatitsch, der von weitem seinen Herrn erschaut hatte, seine Wachstuchmütze abnahm, sein seidenes Taschentuch herauszog und sich mit ihm sein dickes rotes Gesicht abzutrocknen begann.

»Bedeck dich, Jakob! Jakob, bedeck dich doch; ich sag es dir doch ...«

»Wo geruhten Sie gewesen zu sein, Euer Erlaucht?«, fragte Jakob, indem er sich mit der Mütze vor der Sonne schützte, sie aber nicht aufsetzte.

»Ich war bei Mudreny. Sage mir, bitte, warum ist der so geworden?«, sprach der gnädige Herr im Weitergehen.

»Was denn, Euer Erlaucht?«, fragte der Verwalter, der in respektvoller Entfernung seinem Herrn folgte und, nachdem er seine Mütze aufgesetzt hatte, seinen Schnurrbart zupfte.

»Wie, was denn! Er ist ein völliger Taugenichts, ein Faulpelz, ein Dieb, ein Lügner. Er quält seine Mutter und ist offenbar ein so eingefleischter Schuft, daß er sich niemals bessern wird!«

»Ich weiß nicht, Euer Erlaucht, weshalb er Ihnen so mißfallen hat.«

»Und seine Frau«, unterbrach der gnädige Herr den Verwalter, »ist, scheint es, ein sehr übles Weib. Die Alte ist schlechter angezogen als irgend eine Bettlerin, hat nichts zu essen. Sie selber dagegen ist herausgeputzt, und er ebenso. Was soll man mit ihm anfangen, ich weiß es wirklich nicht.«

Jakob war merklich verlegen geworden, als Nechljudoff von der Frau des Juchwanka sprach.

»Was ist da zu machen? Wenn er sich so gehen ließ, Euer Erlaucht«, begann er, »so muß man eben Maßregeln ausfindig machen. Er ist wirklich in Armut, wie alle allein wohnenden Bauern. Aber er achtet gleichwohl irgend wie auf sich, anders als die anderen. Er ist ein gescheiter Bauer, versteht zu lesen und zu schreiben, und da ist nichts zu sagen: Es scheint, er ist ein ehrlicher Bauer. Zum Einsammeln der Kopfgelder geht er immer. Auch Ältester ist er, während ich Verwalter bin, schon drei Jahre gewesen; gleichfalls in nichts ertappt. Vor zwei Jahren beliebte es dem Vormund, ihn aufs Land zurückzunehmen, er war auch im Herrendienst ordentlich. Es mag sein, als er in der Stadt bei der Post angestellt war, daß er hier und da ein wenig trank. Dagegen muß man eben Maßregeln ausfindig machen. Es kam vor, er trieb Unfug, man strafte ihn – er kam wieder zur Vernunft: Es geht ihm gut, und in der Familie herrscht Eintracht. Wenn es Ihnen aber nicht gefällig ist, heißt es eben, diese Maßnahmen zu treffen. Ich weiß aber nicht, was mit ihm anzufangen ist. Er hat sich also wirklich sehr gehen lassen? Zu den Soldaten taugt er nicht, weil, wie Sie zu bemerken geruhten, ihm zwei Zähne fehlen. Er hat sie sich längst schon absichtlich

ausgeschlagen. Ja, ich erkühne mich mitzuteilen, er ist es nicht allein, der keine Furcht hat ...«

»Das laß schon sein, Jakob«, antwortete Nechljudoff mit leichtem Lächeln. »Darüber haben wir beide schon genug gesprochen. Du weißt, wie ich darüber denke, und was du mir auch sagen wirst, ich werde gleichwohl so denken.«

»Natürlich, Euer Erlaucht, dies alles ist Ihnen bekannt«, sprach Jakob, indem er die Achseln zuckte und von hinten so auf den gnädigen Herrn schaute, als habe das, was er gesehen hatte, nichts Gutes versprochen. »Daß Sie sich aber hinsichtlich der Greisin zu beunruhigen geruhten, ist umsonst«, fuhr er fort. »Das ist natürlich wahr, daß sie die Waisen erzog und nährte und den Juchwanka verheiratete und alles dergleichen. Aber das ist doch immer so bei den Bauern, wenn die Mutter oder der Vater dem Sohn die Wirtschaft übergibt, dann ist dieser Hauswirt – der Sohn und die Schwiegertochter; die Alte muß dann schon ihr Brot nach ihren Kräften, soweit die reichen, erarbeiten. Sie haben natürlich nicht zärtliche Gefühle, aber bei den Bauern geht es schon so zu. Darum erkühne ich mich auch, Ihnen mitzuteilen, daß die Alte Sie umsonst bemühte. Sie ist doch eine kluge Greisin und eine Hausfrau: Ja, wozu denn den gnädigen Herrn wegen diesem allem beunruhigen? Nun, sie hat mit der Schwiegertochter gezankt, die hat sie vielleicht auch gestoßen – das ist Weibersache! Und sie hätten sich lieber wieder versöhnen sollen, statt Sie zu beunruhigen. Schon so geruhen Sie sich alles zu sehr zu Herzen zu nehmen«, sprach der Verwalter, wobei er mit väterlicher Zärtlichkeit und Nachsicht auf den gnädigen Herrn schaute, der schweigend mit großen Schritten vor ihm her die Straße hinaufschritt.

»Geruhen Sie nach Hause zu gehen?«, fragte er.

»Nein, zu Dawidka Bjely oder ›Geisbock‹ ... Was hat er für einen Spitznamen?«

»Sehen Sie, das ist auch so ein Unglück, ich sage es Ihnen. Schon dies ganze Geschlecht der Kosloffs ist solches. Was ich auch mit ihm tat, nichts führt zum Ziel. Gestern fuhr ich am Bauernfeld vorüber,

bei ihm ist der Buchweizen nicht ausgesät. Was werden Sie befehlen, mit einem solchen Völkchen anzufangen? Wenn wenigstens der Alte den Sohn lehren würde, aber der ist ebenso ein Taugenichts, weder für sich noch zum Herrendienst taugt er. Überall erweist er sich als ein Tölpel. Was haben der Vormund und ich nicht schon alles mit ihm angefangen: zur Polizei geschickt und bei uns gestraft – das ist es aber, was Sie nicht zu lieben geruhen ...«

»Wen meinst du denn, doch nicht den Alten?«

»Gerade ihn. Der Vormund hat ihn so oft schon selbst vor der ganzen Bauernversammlung gestraft. Glauben Sie, Euer Erlaucht, wenn das nur irgend etwas genützt hätte: Er schüttelt sich nur und geht und immer das gleiche. Und sehen Sie, Dawidka, ich sage es Ihnen, ist ein friedfertiger Bauer und auch nicht dumm, das heißt, er raucht nicht und trinkt nicht«, erklärte Jakob, »aber dabei ist er schlechter als ein anderer, der trinkt. Es bleibt nur das eine, wenn er zu den Soldaten kommt oder zur Ansiedlung geschickt wird, weiter bleibt gar nichts zu tun. Das ganze Geschlecht der Kosloffs ist schon ein solches Unglück: Auch Matrjuschka, der in der schwarzen Hütte wohnt, ist ein ebensolches verfluchtes Unglück ... So haben Sie mich also nicht nötig, Euer Erlaucht?«, fügte der Verwalter hinzu, da er bemerkt hatte, daß der Herr ihm gar nicht zuhörte.

»Nein, geh nur deiner Wege«, antwortete Nechljudoff zerstreut und wandte sich zu Dawidka Bjely.

Dessen Hütte stand schief und einsam am Rand des Dorfes. Bei ihr war weder ein Hof, noch eine Getreidedarre, noch eine Scheune, nur irgend welche schmutzigen Ställchen für das Vieh klebten auf der einen Seite; auf der anderen Seite lagen, auf einen Haufen zusammengelegt, für den Bau des Hofes vorbereitetes Strauchholz und Balken. Hohes grünes Unkraut wuchs an der Stelle, wo einstmals der Hof gewesen war. Niemand war bei der Hütte außer einem Schwein, das an der Schwelle im Schmutz lag und grunzte.

Nechljudoff pochte ans zerschlagene Fenster. Da ihm aber niemand antwortete, ging er zum Vorraum und rief: »Hausleute!« Aber

auch darauf erfolgte keine Entgegnung. Er durchschritt den Vorraum, blickte in die leeren Ställchen und betrat die offen stehende Hütte. Ein alter roter Hahn und zwei Hühner gingen, den Hals hin und her bewegend und mit ihren Zehen aufklopfend, auf dem Fußboden und den Bänken hin und her. Als sie den Fremden erschauten, breiteten sie mit verzweifelter Gackern die Flügel aus, stießen sich an den Wänden, und eines von ihnen flog auf den Ofen. Das sechssarschinige Hüttchen war völlig ausgefüllt durch einen Ofen mit zerbrochener Ofenröhre, einen Webstuhl, der ungeachtet der Sommerzeit noch nicht hinausgetragen war, und einen schwarz gewordenen Tisch mit verbogener und gesprungener Tischplatte. Obgleich es draußen trocken war, stand doch an der Schwelle eine schmutzige Pfütze, die sich von einem früheren Regen her aus einem Loch in der Decke und im Dach gebildet hatte. Schlafgerüste gab es nicht. Schwerlich konnte man dies für einen Wohnraum halten – einen so entschiedenen Anblick von Verödung und Unordnung bot die Hütte von außen und von innen. Gleichwohl wohnte in dieser Hütte Dawidka Bjely mit seiner ganzen Familie. Im Augenblick schlief Dawidka einen festen Schlaf. Er hatte sich trotz der Hitze des Junitages mit dem Kopf in seinen Schafspelz gewickelt und in die Ofenecke verkrochen. Das erschreckte Huhn, das auf den Ofen geflogen war, sich noch nicht von seiner Aufregung erholt hatte und auf dem Rücken Dawidkas hin und her lief, weckte ihn nicht einmal auf.

Da Nechljudoff niemanden in der Hütte sah, wollte er sie bereits verlassen, als ein langgezogener Seufzer den Hausherrn verriet.

»Ei! Wer ist denn da?«, rief der gnädige Herr.

Vom Ofen her war noch ein gezogener Seufzer zu vernehmen.

»Wer da? Kommt doch hierher!«

Noch ein Seufzer, ein Brüllen und ein lautes Gähnen antworteten auf den Anruf des gnädigen Herrn.

»Nun, wo bleibst du denn?«

Auf dem Ofen rührte es sich langsam: Es zeigten sich die Schöße eines abgetragenen Schafspelzes. Ein großer Fuß ließ sich herab in

zerrissenem Bastschuh, dann ein anderer, und endlich zeigte sich die ganze Figur des Dawidka Bjely, der auf dem Ofen saß und sich langsam und unzufrieden mit seiner großen Faust die Augen rieb. Er erhob langsam den Kopf, schaute gähnend in die Hütte, und als er den gnädigen Herrn erblickt hatte, begann er sich ein wenig rascher zu bewegen als vordem, aber gleichwohl noch so langsam, daß Nechljudoff es fertigbrachte, dreimal von der Pfütze zum Webstuhl und zurück zu gehen, und Dawidka immer noch vom Ofen herabstieg. Dawidka »der Weiße« war wirklich weiß: Seine Haare, sein Körper, sein Gesicht – alles war außerordentlich weiß. Er war von hohem Wuchs und sehr dick, aber so wie das die Bauern sind, das heißt nicht dick am Bauch, vielmehr am ganzen Körper. Seine Dicke war aber ganz weich und ungesund. Sein ziemlich hübsches Gesicht mit hellblauen ruhigen Augen und einem breiten großen Bart trug den Stempel der Kränklichkeit. An ihm war weder Bräunung von der Sonne noch Backenröte zu bemerken. Es war gleichmäßig von einer ganz blassen, gelblichen Farbe, mit leichtem lilafarbigem Schatten um die Augen, und es sah aus, als sei es völlig von Fett aufgeschwemmt oder aufgeschwollen. Seine Hände waren sehr dick, gelblich wie die Hände Wassersüchtiger und bedeckt mit dünnen weißen Haaren. Er war so verschlafen, daß er durchaus nicht die Augen öffnen konnte und auch nicht zu stehen vermochte, ohne zu wanken und zu gähnen.

»Nun, wie, schämst du dich denn nicht«, begann Nechljudoff, »am hellichten Tag zu schlafen, wenn du den Hof bauen mußt, weil du kein Brot hast?«

Als Dawidka nur eben vom Schlaf zu sich gekommen war und zu begreifen begann, daß der gnädige Herr vor ihm stehe, faltete er die Hände unter dem Bauch, senkte den Kopf, neigte ihn ein wenig zur Seite und rührte kein Glied mehr. Er schwieg, aber der Ausdruck seines Gesichts und die Haltung seines ganzen Körpers sagte: »Ich weiß, ich weiß; ich muß das nicht zum ersten Mal hören. Nun, schlagen Sie mich doch, wenn es so nötig ist – ich werde es schon

ertragen.« Es schien, als wüßte er, der gnädige Herr möchte aufhören zu sprechen und ihn lieber schlagen, ihn sogar so, daß es wehe täte, auf die dicken Backen schlagen, ihn aber nur möglichst bald wieder in Ruhe lassen. Da Nechljudoff merkte, daß ihn Dawidka gar nicht verstand, bemühte er sich, durch verschiedene Fragen den Bauern aus seinem ergeben-geduldigen Schweigen aufzurütteln.

»Weshalb hast du mich denn eigentlich um Holz gebeten, da doch solches schon einen ganzen Monat bei dir liegt und die allerfreieste Zeit über so liegt. Wie?«

Dawidka schwieg hartnäckig und rührte sich nicht.

»Nun, so antworte doch!«

Dawidka murmelte irgend etwas und zuckte mit seinen weißen Wimpern.

»Man muß aber doch arbeiten, Brüderlein. Ohne Arbeit, was wird denn da sein? Siehst du, jetzt hast du kein Brot. Aber weshalb das alles? Weil bei dir der Boden schlecht gepflügt ist; ja, gar nicht zum zweiten Mal, ja, nicht zur Zeit besät – alles aus Faulheit. Du bittest mich um Brot: Nun, nehmen wir an, ich würde dir etwas geben, weil es nicht angeht, daß du Hungers stirbst; ja aber, siehst du, so zu tun taugt doch nichts. Wessen Brot werde ich dir denn geben? Wessen glaubst du wohl? Antworte doch, wessen Brot werde ich dir geben?«, fragte Nechljudoff hartnäckig.

»Herrenbrot ...«, murmelte Dawidka, indem er schüchtern und bittend die Augen erhob.

»Aber das Herrenbrot, woher kommt es denn? Urteile doch selber. Wer hat es gepflügt? Wer hat es geeggt? Wer hat es gesät? Wer hat es geerntet? Die Bäuerlein? Ist es so? Du siehst also: Wenn man schon den Bauern Herrenbrot austeilen muß, so muß man denen mehr davon zuteilen, die mehr dafür gearbeitet haben. Du aber hast weniger als alle anderen gearbeitet, über dich beklagt man sich auch beim Dienst für die Herrschaft. Weniger als alle anderen hast du gearbeitet, und mehr als alle bettelst du um Herrenbrot. Weshalb soll man denn dir geben und den anderen nicht? Siehst du, wenn alle

wie du auf der Seite lägen, so wären wir alle auf der Welt längst schon Hungers gestorben. Man muß sich mühen, Brüderchen, dies aber ist schlecht – hörst du, Dawid?»

»Ich höre«, sprach er langsam durch die Zähne.

X

Um diese Zeit huschte an dem Fenster der Kopf einer Bauersfrau vorüber, die Leinwand auf einem Tragejoch trug, und einen Augenblick später trat Dawidkas Mutter in die Hütte, ein hochgewachsenes Weib von fünfzig Jahren, sehr frisch und lebhaft. Ihr von Pockennarben und Runzeln durchfurchtes Gesicht war nicht hübsch, aber die gerade, feste Nase, die zusammengepreßten dünnen Lippen und die flinken grauen Augen drückten Verstand und Willenskraft aus. Ihre eckigen Schultern, ihre flache Brust, ihre trockenen Hände und die entwickelten Muskeln an ihren schwarzen nackten Füßen zeugten davon, daß dies Weib längst schon aufgehört hatte, Frau zu sein und nur noch Arbeiter war. Sie kam flink in die Hütte, schloß die Tür, zog ihren Rock zurecht und blickte erzürnt auf den Sohn. Nechljudoff wollte ihr irgend etwas sagen, sie drehte sich aber von ihm weg und begann sich zu bekreuzigen, dem hinter dem Webstuhl hervorschauenden schwarzen hölzernen Heiligenbild zugewandt. Als sie damit fertig war, rückte sie das schmutzige karierte Tuch zurecht, mit dem ihr Kopf umbunden war, und verneigte sich tief vor dem gnädigen Herrn.

»Zum Feiertag des Herrn, Euer Erlaucht«, sprach sie, »errette dich Gott, du unser Vater ...«

Kaum hatte Dawidka die Mutter erschaut, so ward er merklich verlegen, beugte ein wenig den Rücken und ließ seinen Kopf noch tiefer hängen.

»Danke, Arina«, antwortete Nechljudoff. »Siehst du, ich habe eben mit deinem Sohn über eure Wirtschaft gesprochen!«

Arina oder, wie man die Bäuerin schon von ihrer Mädchenzeit an nannte, Arischka Burlak, legte das Kinn auf die Faust der rechten Hand, während der Ellenbogen sich auf die linke Handfläche stützte, und begann, ohne den gnädigen Herrn ausreden zu lassen, so scharf und klangvoll zu sprechen, daß die ganze Hütte erfüllt war von dem Schall ihrer Stimme und es von draußen scheinen konnte, als sprächen plötzlich mehrere Weiberstimmen.

»Wozu denn, du mein Vater, wozu denn mit ihm sprechen! Er kann ja nicht einmal sprechen wie ein Mensch. Er steht ja da ... Tölpel«, fuhr sie fort, indem sie mit dem Kopf verächtlich auf die jämmerliche massige Figur des Dawidka hinwies. »Wie meine Wirtschaft ist, Väterchen, Euer Erlaucht? Wir sind bettelarm! Schlechter als uns gibt es auf dem ganzen Dorf bei dir nichts: weder für uns selber noch für den Herrendienst – Schmach! Aber alles hat er dahin gebracht! Wir gebaren ihn, nährten ihn, tränkten ihn, wir hofften gar nicht den Burschen zu erwarten. Nun, da haben wir ihn denn erwartet: Brot frißt er, Arbeit aber leistet er wie dieser faulende Holzklotz hier. Er weiß nur auf dem Ofen zu liegen, oder er steht gerade wie jetzt und kratzt sich seinen dummen Schädel«, sprach sie, indem sie ihm nachäffte. »Wenn du, Vater, ihn wenigstens durchprügeln würdest. Ich selber bitte schon darum: Strafe du ihn um des Herrgotts willen, oder zu den Soldaten mit ihm – das kommt auf dasselbe heraus. Ich habe mit ihm alle Kräfte verloren – das ist es.«

»Nun, wie, ist es dir denn nicht sündhaft, Dawidka, deine Mutter bis dahin zu bringen?«, sprach Nechljudoff, indem er sich vorwurfsvoll an den Bauern wandte.

Dawidka rührte sich nicht.

»Ja, ein kränklicher Bauer ginge noch an«, fuhr Arina fort, mit derselben Lebhaftigkeit und denselben Bewegungen, »aber da braucht man ja nur auf ihn hinzublicken, er ist ja aufgebläht wie eine Müllersau. Er ist, scheint es, um zu arbeiten – ein zu großer Fettkloß! Nein, da wird er auf dem Ofen als Taugenichts zugrunde gehen. Macht er sich hinter etwas, so kann ich es kaum mit ansehen:

bis er sich erhebt, bis er sich vorwärts bewegt, bis er etwas anfaßt«, sprach sie, indem sie die Wörter hinzog und sich ungeschickt mit ihren eckigen Schultern von einer Seite zur anderen drehte. »Gerade heute ist der Greis selber nach Reising in den Wald gefahren, ich aber habe ihm befohlen, einen Graben zu graben: Damit ist es also wieder nichts, er hat nicht einmal die Schaufel in die Hand genommen.« (Einen Augenblick schwieg sie.) »Zugrunde gerichtet hat er mich Waise«, kreischte sie plötzlich auf, indem sie die Arme schwang und mit drohender Miene auf den Sohn zuschritt. »Dein glattes Maul, dein nichtsnutziges, verzeih mir Gott!« (Sie wandte sich verächtlich und dabei verzweifelt von ihm ab.) Sie spuckte aus, drehte sich wiederum dem gnädigen Herrn zu und fuhr fort, mit derselben Lebhaftigkeit und unter Tränen die Arme schwingend: »Ich bin ja immer allein, Ernährer. Mein Alter ist ja krank, ja, und auch von ihm hat man nichts, ich aber habe immer alles allein zu tun, ja ganz allein. Ein Stein – und der wird springen. Wenn ich doch sterben könnte, es wäre mir leichter: Es kommt auf dasselbe heraus. Er hat mich zu Tode gequält, der Schuff! Du, unser Vater! Ich habe schon keine Kraft mehr! Unsere Schwiegertochter hat sich zu Tode gearbeitet – auch mit mir wird dasselbe sein.«

XI

Wie denn zu Tode gearbeitet?«, fragte ungläubig Nechljudoff.

»Aus Überanstrengung ist sie gestorben, Ernährer. So wahr Gott heilig ist, sie hat sich zu Tode gearbeitet. Wir nahmen sie im vorhergehenden Jahr aus Baburino«, fuhr sie fort, wobei sich plötzlich ihr erzürnter Ausdruck in einen weinerlichen und traurigen verwandelte. »Nun, das Weib war jung, frisch, friedfertig, mein Lieber! Bei ihrem Vater zu Hause als Mädchen hatte sie es gut gehabt, keine Not gesehen. Erst als sie zu uns kam, als sie erfahren hatte, was unsere Arbeit ist – für den Herrn und zu Hause und überall. Sie, ja, und ich – weiter

war niemand da. Mir macht das nichts! Ich bin an das alles gewöhnt, sie aber war in Umständen, du mein Vater, ja, Kummer begann sie zu erdulden, sie arbeitete aber über ihre Kräfte – nun, und überanstrengte sich, die Liebe. Vergangenen Sommer zur Peter-Paulszeit hat sie auch noch zum Unglück einen Knaben geboren. Brot gab es aber nicht, wir aßen irgend etwas, du mein Vater, die Arbeit war aber eilig, bei ihr ist denn auch die Brust vertrocknet. Das Kindchen war das erste, eine Kuh hatten wir nicht, ja, und unsere Sache ist eine bauerliche: Wie hätten wir schon aus der Flasche nähren können. Nun, Weiberdummheit ist bekannt, sie begann damit, sich noch mehr zu grämen. Als aber das Kindchen gestorben war, da hat sie schon aus Gram geheult, geheult, geschrien, geschrien, ja die Not, ja die Arbeit, immer schlechter und schlechter ging es mit ihr. So erschöpfte sie ihre Kraft im Sommer, die Liebe, daß sie am Pokrowtag auch selber starb. Er hat sie zugrunde gerichtet, du, Bestie!« wandte sie sich von neuem mit verzweifelter Wut an den Sohn. »Um was ich dich bitten wollte, Euer Erlaucht«, fuhr sie fort nach einem kurzen Schweigen, indem sie leiser sprach und sich verneigte.

»Was denn?«, fragte Nechljudoff zerstreut, noch ganz aufgeregt von ihrer Erzählung.

»Er ist ja noch ein junger Bauer! Von mir, was kann man da noch für Arbeit erwarten: Heute lebe ich, morgen bin ich tot. Wie soll er ohne Frau sein? Er wird dir ja dann kein Bauer sein. Bedenke du uns ein wenig, du unser Vater.«

»Das heißt, du willst ihn verheiraten? Wie denn, das ist noch eine Sache!«

»Übe du göttliche Gnade! Ihr seid unser Vater und unsere Mutter!«

Und nachdem sie ihrem Sohn ein Zeichen gegeben hatte, fiel sie mit ihm gemeinsam dem gnädigen Herrn krachend zu Füßen.

»Weshalb fällst du mir denn zu Füßen?«, sprach Nechljudoff, indem er sie verdrießlich an den Schultern aufhob. »Kann man das denn nicht so sagen? Du weißt, daß ich das nicht liebe. Verheirate

deinen Sohn, bitte, ich bin sehr froh, wenn du eine Braut für ihn in Aussicht hast.«

Die Alte erhob sich und begann mit dem Ärmel ihre trockenen Augen zu reiben. Dawidka folgte ihrem Beispiel, und nachdem er sich mit seiner dicken Faust die Augen gerieben hatte, fuhr er in ganz derselben geduldig ergebenden Haltung fort zu stehen und zu hören, was Arina sprach.

»Eine Braut ist da, wie sollte es keine geben! Da ist Wasjutka Mischeikina, es ist nichts gegen das Mädchen zu sagen. Ja, aber ohne deinen Willen wird sie ihn nicht nehmen.«

»Ist sie denn nicht einverstanden?«

»Nein, Ernährer, wenn sie nach eigenem Willen gehen darf, nicht.«

»Nun, was soll man da machen? Ich kann sie doch nicht zwingen. Sucht eine andere: wenn nicht bei euch, so bei Fremden; ich werde sie loskaufen, wenn sie nur aus freiem Willen geht, gewaltsam verheiraten geht nicht an. Es gibt kein solches Gesetz, ja, und das ist auch große Sünde.«

»E–e–ech! Ernährer! Ist das denn möglich, wenn man auf unser Leben blickt, ja, auf unsere Armut, daß sie gerne käme? Selbst eine Soldatenfrau – sogar sie wird nicht eine solche Not auf sich nehmen wollen. Welcher Bauer wird denn sein Mädchen zu uns auf den Hof geben? Wir sind ja bettelarm. »Eine«, wird man sagen, »haben sie durch Hunger zum Tode gebracht, so wird es auch der meinigen gehen.« Wer wird seine Tochter geben?«, fügte sie hinzu, indem sie ungläubig den Kopf schüttelte. – »Überlege doch, Euer Erlaucht!«

»Was kann ich dann aber machen?«

»Bedenke du uns irgend wie, Vater!«, wiederholte mit Überzeugung Arina. »Was sollen wir denn anfangen?«

»Ja, was kann ich denn da bedenken? Auch ich kann in diesem Fall nichts für euch tun.«

»Wer wird uns denn dann bedenken, wenn nicht du?«, sprach Arina. Sie hatte den Kopf gesenkt und rang die Hände mit dem Ausdruck ratloser Trauer.

»Ihr habt um Brot gebeten. Ich werde also beföhlen, euch welches abzulassen«, sprach der gnädige Herr nach einigem Schweigen, während Arina seufzte und Dawidka ihrem Beispiel folgte. – »Weiter kann ich aber nichts tun.«

Nechljudoff trat in den Vorräum, Mutter und Sohn folgten unter Verbeugungen dem gnädigen Herrn.

XII

Oh, oh, meine Verwaistheit!«, sprach Arina mit schwerem Seufzer. Sie blieb stehen und schaute zornig auf den Sohn. Dawidka kehrte sich sogleich um, und nachdem er seinen dicken Fuß im gewaltigen schmutzigen Bastschuh schwer über die Schwelle gewälzt hatte, verschwand er durch die entgegengesetzte Tür.

»Was soll ich denn mit ihm anfangen, Vater?« fuhr Arina fort, indem sie sich zum gnädigen Herrn wandte. »Du siehst ja selber, was er für einer ist! Er ist ja kein schlechter Bauer, ein nüchterner und friedfertiger Bauer, er tut keinem kleinen Kind etwas zuleide – es ist Sünde, anders zu sagen. Schlechtes ist gar nichts an ihm, aber Gott allein weiß, was sich mit ihm zutrug, daß er zu einem Übeltäter ward. Er ist ja auch selber nicht froh darüber. Glaubst du es wohl, Väterchen, das Herz blutet mir, wenn ich auf ihn schaue, was für eine Qual er auf sich nimmt. Was er auch immer für einer ist, mein Leib hat ihn doch getragen. Ich bemitleide ihn, und er tut mir leid! Es ist ja nicht so, als ob er gegen mich oder den Vater oder gegen die Obrigkeit wäre oder auch nur irgend etwas täte, er ist ein furchtsamer Bauer, man möchte sagen, er ist wie ein kleines Kind. Wie soll er Witwer sein? Bedenke du uns, Ernährer«, wiederholte sie, indem sie augenscheinlich den schlechten Eindruck wieder gutmachen wollte, den ihr Schimpfen hätte bei dem gnädigen Herrn hervorrufen können. – »Ich, Väterchen, Euer Erlaucht«, fuhr sie in zutraulichem Geflüster fort, »ich habe auch so hin und her gedacht: Ich

kann nicht daraus klug werden, weshalb er so ist. Es ist nicht anders, als ob ihn böse Leute verdorben hätten!«

Sie schwieg ein wenig.

»Wenn man nur einen Menschen finden könnte, man kann ihn ausheilen.«

»Was du da für einen Unsinn sprichst, Arina! Wie kann man denn einen Menschen verderben?«

»So sehr kann man jemanden verderben, du mein Vater, daß er in Ewigkeit kein Mensch mehr ist! Gibt es wohl wenig schlechte Menschen auf der Welt? Aus Bosheit nimmt einer Erde aus der Fußstapfe oder sonst was ... und auf ewig wird er kein Mensch mehr sein. Ist es weit bis zur Sünde? Ich denke nur so bei mir: Soll ich nicht zu dem alten Dunduk gehen, der in Worobjewka wohnt? Er weiß allerart Worte, auch die Kräuter kennt er, auch die Besessenheit zu heilen versteht er und vom Kreuz das Wasser herabfallen zu lassen. Wird er denn nicht helfen?«, sprach das Weib. »Vielleicht wird er ihn ausheilen.«

»So ist sie, die Armut und die Unbildung!«, dachte der junge gnädige Herr, als er, traurig das Haupt geneigt, mit großen Schritten die Dorfstraße hinabschritt. »Was soll ich mit ihm machen? Ihn in dieser Lage lassen, ist unmöglich, sowohl für mich wie auch als Beispiel für die anderen und für ihn selber«, sprach er zu sich, wobei er diese Gründe an den Fingern herzählte. »Ich kann ihn nicht in solcher Lage sehen, aber wodurch soll ich ihn da herausführen? Er zerstört alle meine besten Pläne hinsichtlich meiner Landwirtschaft. Wenn solche Bauern bleiben, werden meine Träume niemals erfüllt werden«, dachte er, und er empfand Zorn und Verdruß gegen den Bauern, weil der seine Pläne zerstört hatte. »Soll ich ihn zur Ansiedlung schicken, wie Jakob sagt, wenn er schon selber nicht will, daß es ihm wohl sei, oder soll ich ihn unter die Soldaten stecken? So soll es werden. Dadurch befreie ich mich wenigstens von ihm und erhalte noch einen guten Bauern dafür«, überlegte er.

Er dachte mit Vergnügen daran, dabei sagte ihm aber irgend ein unklares Bewußtsein, daß er hier nur mit einer Seite seines Verstandes denke und daß da irgend etwas nicht recht sei. Er blieb stehen. »Halt, woran denke ich?«, sprach er zu sich selber. »Ja, unter die Soldaten, zur Ansiedlung. Wofür? Er ist ein guter Mensch, besser als viele andere, ja, und woher weiß ich denn ... Ihn freilassen?«, dachte er, wobei er die Frage nicht mehr nur mit einer Seite seines Verstandes erörterte wie vordem. »Ungerecht wäre das, ja, und auch unmöglich!« Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihn sehr erfreute. Er lächelte mit dem Ausdruck eines Menschen, der eine schwere Aufgabe gelöst hat. »Ihn zu mir auf den Hof nehmen«, sagte er sich selber. »Selber auf ihn achtgeben und ihn durch Sanftmut und Ermahnungen, durch die Auswahl seiner Beschäftigungen an die Arbeit gewöhnen und ihn bessern.«

XIII

»So werde ich es auch machen«, sprach Nechljudoff zu sich selber in froher Selbstzufriedenheit, und da er sich erinnerte, daß er noch zu dem reichen Bauer Dutloff gehen müsse, wandte er sich einem hohen und geräumigen Bau zu mit zwei Schornsteinen, der in der Mitte des Dorfes stand. Auf dem Weg dahin begegnete er bei der Nachbarhütte einem hochgewachsenen, einfach gekleideten Weib von vierzig Jahren, das ihm entgegenkam.

»Zum Feiertag, Väterchen!«, sagte das Weib, nicht im geringsten schüchtern, indem es neben ihm stehen blieb, froh lächelte und sich verneigte.

»Guten Tag, Amme!«, antwortete er. »Wie geht es dir? Ich gehe gerade zu deinem Nachbarn.«

»So ... Väterchen, Euer Erlaucht. Das ist eine gute Sache. Wie aber, werden Sie nicht auch zu uns kommen? Wie würde sich schon mein Alter freuen!«

»Natürlich werde ich kommen, wir wollen miteinander plaudern, Amme. Ist das deine Hütte?«

»Gerade diese, Väterchen.«

Und die Amme lief voraus, Nechljudoff folgte ihr in den Vorraum, setzte sich auf ein Wasserfaß, nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an.

»Dort ist es heiß, besser werden wir schon hier sitzen und plaudern«, antwortete er auf die Aufforderung der Amme, in die Hütte zu treten. Die Amme war ein noch frisches und hübsches Weib. In den Zügen ihres Gesichts und besonders in ihren großen schwarzen Augen war eine große Ähnlichkeit mit dem Gesicht des gnädigen Herrn. Sie faltete die Hände unter ihrem Brustlatz, und indem sie keck dem gnädigen Herrn ins Gesicht schaute und unaufhörlich den Kopf bewegte, begann sie mit ihm zu sprechen.

»Was ist denn das, Väterchen, weshalb geruhen Sie zu Dutloff zu gehen?«

»Ja, ich will, daß er bei mir Land pachten soll, dreißig Deßjatinen, und seine eigene Wirtschaft einrichte, ja auch noch, daß er einen Wald mit mir gemeinsam kaufen soll. Geld hat er ja, was soll es denn bei ihm umsonst liegen? Wie denkst du darüber, Amme?«

»Ja, wie denn? Es ist bekannt, Väterchen, die Dutloffs sind starke Leute. Im ganzen Dorf beinahe der erste Bauer«, antwortete die Amme, ihren Kopf hin und her bewegend. – »Vergangenen Sommer hat er einen neuen Bau aus eigenem Holz errichtet, die Herrschaft hat er nicht bemüht. Pferde wird er außer den Füllen, ja, und den Halbgroßen, sechs Dreigespanne zusammenbringen. Sein Vieh aber, Kühe und Schafe, wenn man sie vom Feld treibt, ja, und die Weiber auf die Straße herauskommen, sie einzutreiben, dann drängen sie sich im Tor, daß es eine Not ist. Ja, und auch Bienen hat er zweihundert Stöcke, wenn nicht mehr. Ein sehr starker Bauer, und Geld muß er auch haben.«

»Aber wie denkst du, hat er viel Geld?«, fragte der gnädige Herr.

»Die Leute sagen, natürlich aus Ärger, der Greis habe nicht wenig Geld. Nun ja, darüber wird er nicht sprechen, auch den Söhnen eröffnet er das nicht, es muß aber wohl welches da sein. Weshalb sollte er sich nicht mit dem Wald befassen? Er fürchtet wohl, das Gerücht von seinem Geld zu verbreiten. Er wollte sich auch, es ist fünf Jahre her, mit dem Schkalik, dem Verwalter, mit einem kleinen Anteil an Wiesen beteiligen; ja, der hat ihn aber betrogen, der Schkalik meine ich, so daß der Greis dreihundert Rubel verlor. Von da an hat er das aufgegeben. Ja, wie soll es ihm denn nicht ordentlich gehen, Väterchen, Euer Erlaucht!«, fuhr die Amme fort. »Bei drei Landanteilen leben sie, eine große Familie, alles Arbeiter, ja, und von dem Greis – was ist da Schlechtes zu sagen – sagt man, er sei der richtige Hauswirt. In allem, was er tut, ist Segen, so daß sogar das Volk sich wundert; sowohl in Hinsicht auf Brot wie Pferde, Vieh, Bienen. Auch mit seinen Kindern hat er Glück. Jetzt hat er alle verheiratet. Vorher hat er aus unserem Dorf Mädchen genommen, jetzt aber hat er den Iljuschka an eine Freie verheiratet, selber hat er sie losgekauft. Und auch die wurde ein gutes Weib.«

»Und leben sie in Eintracht?«, fragte der gnädige Herr.

»Wo im Haus ein wirkliches Haupt ist, da wird auch Eintracht sein. Wenn auch bei den Dutloffs die Schwiegertöchter – das ist doch nun einmal so bei Weibern – sich schelten, sich hinter dem Ofen zanken, so leben aber gleichwohl unter dem Greise auch die Söhne in Eintracht.«

Die Amme schwieg ein wenig.

»Nun will der Greis seinen ältesten Sohn, Karp, so hört man, zum Herrn im Hause machen. Alt ist er schon geworden, so sagt er. ›Meine Sache‹, spricht er, ›ist bei den Bienen.‹ Nun, auch der Karp ist ein guter Bauer, ein ordentlicher Bauer, aber gleichwohl, gegen den Greis kommt er als Hauswirt gar nicht an. Den Verstand hat er nicht!«

»So wird vielleicht Karp den Wunsch haben, sich mit Ackerland und Wäldern zu beschäftigen, wie glaubst du?«, sprach der gnädige

Herr, der von der Amme alles herausbekommen wollte, was sie von ihren Nachbarn wußte.

»Wohl kaum, Väterchen«, fuhr die Amme fort. »Der Greis hat dem Sohn nichts von seinem Geld gesagt. Solange er selber lebt, ja, und das Geld bei ihm im Haus ist, so bedeutet das, alles leitet der Verstand des Greises, ja, und sie beschäftigen sich auch mehr mit dem Fuhrgeschäft.«

»Wird der Greis aber nicht einverstanden sein?«

»Er wird fürchten.«

»Was wird er denn fürchten?«

»Ja, Väterchen, wie ist es denn einem Herrschaftsbauern möglich, einzugestehen, daß er Geld hat? Es kann so kommen, er wird alles Geld verlieren. Er hat sich ja schon einmal mit dem Verwalter in Geschäfte eingelassen, ja, und sich geirrt. Wo soll er denn mit ihm prozessieren! So ist denn auch das Geld verloren gegangen. Mit dem Gutsbesitzer aber wird man auf einmal quitt sein.«

»Ja, davor ...«, sprach Nechljudoff, indem er errötete. – »Leb wohl, Amme!«

»Leben Sie wohl, Väterchen, Euer Erlaucht. Wir danken ergebenst.«

XIV

»Soll ich nicht lieber nach Hause gehen?«, dachte Nechljudoff, während er dem Tor der Dutloffs zuschritt und irgend eine unbestimmte Betrübnis und ein moralisches Müdesein fühlte.

Da öffnete sich aber gerade vor ihm das neue Brettortor mit Knarren, und im Tor zeigte sich ein hübscher rotbackiger blonder Bursche von achtzehn Jahren in Fuhrmannstracht, der hinter sich ein Dreigespann starkfüßiger, noch schweißbedeckter, struppiger Pferde führte und, indem er mit kecker Bewegung sein weißblondes Haar zurechtrückte, sich vor dem gnädigen Herrn verneigte.

»Wie, ist der Vater zu Hause, Ilja?«, fragte Nechljudoff.

»Beim Bienenstand, hinter dem Hof«, antwortete der Bursche, während er die Pferde, eines nach dem anderen, in das halb geöffnete Tor führte.

»Nein, ich werde Charakter beweisen, ich werde ihm den Vorschlag machen und tun, was von mir abhängt«, dachte Nechljudoff, und nachdem er die Pferde vorbeigelassen hatte, betrat er den geräumigen Hof des Dutloff. Es war zu sehen, daß man eben erst Mist aus dem Hof ausgeführt hatte: Die Erde war noch schwarz, feucht, und an manchen Stellen, besonders in den Toren, lagen rote faserige Flocken. Auf dem Hof und hinter hohen Schirmdächern standen in Ordnung viele Karren, Pflüge, Schlitten, Holzstöcke, Kufen und jederart Bauerngut. Tauben flatterten umher und girrten im Schatten unter hohen, festen Dachsparren. Es roch nach Mist und Teer. In einer Ecke legten Karp und Ignatz ein neues Kissen auf einen großen, mit Eisen beschlagenen, für ein Dreigespann eingerichteten Wagen. Alle drei Söhne des Dutloff hatten fast dasselbe Gesicht. Der jüngste, Ilja, der Nechljudoff im Toreingang begegnete, war fast bartlos, kleiner von Wuchs, rotbackiger und schmucker angezogen als die älteren; der zweite, Ignatz, war etwas höher gewachsen, brünetter, trug ein Stutzbärtchen, und wenn er auch gleichfalls in Stiefeln, Fuhrmannshemd und Lammfellmütze war, so hatte er doch nicht das feiertägliche, sorglose Aussehen wie der jüngere Bruder. Der älteste, Karp, war noch höher von Wuchs, trug Bastschuhe, einen grauen Kaftan und ein Hemd ohne Achselwickel. Er hatte einen breiten roten Bart und zeigte eine nicht nur ernste, sondern fast finstere Miene.

»Befehlen Sie, nach dem Väterchen zu schicken, Euer Erlaucht?«, sprach er, indem er zum gnädigen Herrn heranschritt und sich ungeschickt ein wenig verneigte.

»Nein, ich werde selber zu ihm in den Bienenstand gehen – ich will mir seine Einrichtung dort anschauen; ich habe aber mit dir zu sprechen«, sprach Nechljudoff, während er nach der anderen Seite

des Hofes schritt, damit Ignatz nicht hören konnte, was er mit Karp zu reden beabsichtigte.

Die Selbstsicherheit und ein gewisser Stolz, der in allen Äußerungen dieser beiden Bauern bemerkbar war, und das, was ihm die Amme gesagt hatte, verwirrten den jungen gnädigen Herrn derart, daß ihm der Entschluß schwer fiel, mit ihnen über die beabsichtigte Sache zu sprechen. Er kam sich wie schuldig vor, und es schien ihm leichter, mit dem einen Bruder so zu sprechen, daß der andere es nicht hörte. Es schien, als sei Karp darüber erstaunt, daß ihn der gnädige Herr zur Seite führte, er folgte ihm aber.

»Darum handelt es sich«, begann Nechljudoff stotternd, »ich wollte dich fragen: Habt ihr viele Pferde?«

»Fünf Dreigespanne wird man zusammenbringen, Füllen sind gleichfalls da«, antwortete Karp ungezwungen, indem er sich den Rücken kratzte.

»Wie, deine Brüder fahren für die Post?«

»Wir fahren für die Post nur mit drei Dreigespannen, sonst ist Iljuschka als Fuhrmann gegangen. Er ist eben erst zurückgekehrt.«

»Ist denn das auch vorteilhaft? Wieviel verdient ihr damit?«

»Ja, was für ein Verdienst denn, Euer Erlaucht? Wenigstens füttern wir uns und die Pferde – auch dafür sei Gott gedankt.«

»Weshalb beschäftigt ihr euch denn dann nicht mit irgend etwas anderem? Ihr könntet ja Wälder kaufen oder Land pachten.«

»Es ist natürlich, Euer Erlaucht, Land pachten kann man, wenn irgendwo welches zur Hand wäre.«

»Siehst du, das ist es, was ich euch vorschlagen will: Warum wollt ihr euch mit Fuhrgeschäft abgeben, um euch nur zu nähren, pachtet lieber dreißig Deßjatinen Land bei mir. Den ganzen Streifen, der hinter den Sapoffs liegt, werde ich euch abgeben, ja, und führt eure eigene große Wirtschaft.«

Und Nechljudoff, begeistert von seinem Plan einer Bauernfarm, den er mehr wie einmal selber für sich wiederholt und überdacht hatte, begann, schon nicht mehr stotternd, dem Bauer seinen Vor-

schlag hinsichtlich der Bauernfarm auseinanderzusetzen. Karp lauschte sehr aufmerksam den Worten des gnädigen Herrn.

»Wir sind sehr zufrieden mit Euer Gnaden«, sprach er, als Nechljudoff verstummt war und eine Antwort erwartend ihn anschaute. »Es ist bekannt, daß da nichts Schlechtes dabei ist. Mit der Erde sich zu beschäftigen, ist dem Bauer besser, als mit der Knute zu fahren. Zu fremden Leuten zu gehen, jeder Art Volk zu sehen – dabei wird unser Bruder verwöhnt. Die allerbeste Sache ist es, daß der Bauer sich mit der Erde beschäftigen muß.«

»Wie denkst du also?«

»Solange das Väterchen am Leben ist, was kann ich da denken, Euer Erlaucht? Dafür ist sein Wille da.«

»So geleite mich denn nach dem Bienenstand, ich werde mit ihm sprechen.«

»Bemühen Sie sich hierher«, sprach Karp, indem er sich langsam zum hinteren Schuppen bewegte. Er öffnete die niedrige Pforte, die in den Bienenstand führte, ließ den gnädigen Herrn ein, schloß sie, ging dann zu Ignatz und machte sich wiederum schweigend an die unterbrochene Arbeit.

XV

Nechljudoff schritt gebückt durch die niedrige Pforte unter dem schattigen Schirmdach hervor zu dem hinter dem Hof befindlichen Bienenstand. Der mäßig große Raum, umgeben von Stroh und einem Zaun, durch den das Licht schimmerte und in dem in symmetrischer Ordnung mit Brettabfällen bedeckte Bienenstöcke standen, um die goldfarbige Bienen summend schwärmten, war ganz überströmt von den heißen, leuchtenden Strahlen der Junisonne. Von der Pforte aus führte ein gestampfter kleiner Pfad nach der Mitte, zu einem hölzernen Kreuz mit einem auf ihm stehenden metallenen Heiligenbild, das grell in der Sonne leuchtete. Einige junge Linden, die

stattlichen Wuchses ihre krausen Wipfel über das Strohdach des Nachbarhofs erhoben hatten, bewegten kaum hörbar, unter dem Summen der Bienen, ihre dunkelgrünen frischen Blätter. Alle Schatten von dem gedeckten Zaun, von den Linden und den mit Brettern bedeckten Bienenständen, fielen schwarz und kurz auf das niedrige krause Gras, das zwischen den Bienenstöcken kümmerlich gedieh. Eine gebeugte, nicht große Greisengestalt, mit in der Sonne glänzendem weißen Haupt und einer Glatze zeigte sich bei der Tür einer aus Balken gezimmerten, mit frischem Stroh bedeckten und mit Moos ausgelegten Hütte, die zwischen den Linden stand. Als der Greis das Knarren der Tür hörte, ging er dem gnädigen Herrn entgegen, wobei er sich mit den Schößeln seines Hemdes das schwitzende, gebräunte Gesicht abtrocknete und sanft und freudig lächelte.

Im Bienenstand war es so gemütlich, froh, still, sonnenhell, die Gestalt des grauhaarigen alten Männchens mit den vielen strahlenförmigen Runzeln um die Augen, der, die nackten Füße in eine Art weiter Schuhe gesteckt, watschelnd und gutmütig selbstzufrieden lächelnd den gnädigen Herrn in seinen ausschließlichen Besitztümern begrüßte, war so aufrichtig freundlich, daß Nechljudoff augenblicklich die schweren Eindrücke des heutigen Morgens vergaß und ihm sein Lieblingsgedanke lebhaft vor die Augen trat. Er sah bereits alle seine Bauern ebenso reich und gutmütig, wie der Greis Dutloff war, und alle lächelten ihm freundlich und freudig zu, weil sie ihm allein ihren Reichtum und ihr Glück verdankten.

»Würden Sie nicht ein Netz befehlen, Euer Erlaucht? Jetzt ist die Biene böse, sie sticht«, sprach der Greis, wobei er einen nach Honig riechenden schmutzigen Leinwandsack, der an eine Rute genäht war, vom Zaun nahm und ihn dem gnädigen Herrn anbot. – »Mich kennt die Biene, mich sticht sie nicht«, fügte er mit sanftem Lächeln hinzu, das fast gar nicht von seinem hübschen gebräunten Gesicht wich.

»So ist es auch mir nicht nötig. Wie, schwärmt sie schon?«, sprach Nechljudoff, und ohne selber zu wissen weshalb, lächelte auch er.

»Ja, sie schwärmt, Väterchen, Mitri Mikolaewitsch«, antwortete der Greis, indem er eine ganz besondere Freundlichkeit ausdrückte in dieser Benennung des gnädigen Herrn nach Namen und Vaternamen, »nur eben, eben erst hat sie damit begonnen. Dies Jahr war das Frühjahr kalt, geruhen Sie zu wissen.«

»Ich habe aber in einem Buch gelesen«, begann Nechljudoff, indem er sich der Bienen erwehrte, die sich in seine Haare verkrochen und ihm grade unter der Nase summten, »daß, wenn die Wabe gerade steht an den dünnen Stangen, dann die Biene früher schwärmt. Darum macht man auch solche Bienenstöcke aus Brettern ... mit Querhölzern ...«

»Geruhen Sie nicht die Bienen abzuwehren, das ist schlimmer«, sprach das alte Männchen, »oder befehlen Sie nicht doch, Ihnen das Netz zu geben?«

Dem Nechljudoff war es schmerzhaft, aber aus irgend einer kindlichen Selbstliebe wollte er das nicht eingestehen. Er schlug noch einmal das Netz aus und fuhr fort, dem alten Männchen von der Einrichtung der Bienenstöcke zu erzählen, von der er in »Maison Rustique« gelesen hatte und bei der seiner Meinung nach die Biene zweimal öfters schwärmen mußte. Eine Biene stach ihn aber in den Hals, und er verlor den Faden und begann zu stottern inmitten der Erörterung.

»Das ist richtig, Väterchen, Mitri Mikolaewitsch«, sprach der Greis, indem er mit väterlicher Protektion auf den gnädigen Herrn schaute. »Genau so schreibt man im Buch. Ja, vielleicht ist das so – schlecht geschrieben, daß man machen soll, wie es geschrieben steht, und wir lachen dann später darüber. Auch das kommt vor! Wie kann man die Biene lehren, woran sie ihre Wabe befestigen soll! Sie macht es so, wie es ihr im Stock paßt, bald quer, bald gerade. Geruhen Sie hier zuzuschauen«, fügte er hinzu, indem er einen von den nächsten Stöcken aufpfropfte und in die Öffnung schaute, die in der Richtung der krummen Waben mit lärmenden und kriechenden Bienen bedeckt war. »Sehen Sie, das sind junge Bienen, sie sehen,

daß die Königin über ihnen sitzt, so führen sie die Wabe gerade aus oder schräg, wie es ihnen im Bienenstock besser paßt!«, sprach der Greis, der sich augenscheinlich an seinem Lieblingsgegenstand begeisterte und die Lage des gnädigen Herrn gar nicht bemerkte. »Sehen Sie, heute geht sie ›in Höschen«, heute ist ein warmer Tag, alles kann man sehen«, fügte er hinzu, indem er wiederum den Bienenstand zustopfte und mit einem Tuche die kriechenden Bienen andrückte und dann mit seiner rauhen Handfläche einige Bienen von seinem runzligen Nacken wegschob. Die Bienen stachen ihn nicht, dafür konnte aber Nechljudoff schon kaum mehr den Wunsch unterdrücken, aus dem Bienenstand davonzulaufen. Die Bienen hatten ihn an drei Stellen gestochen und summten von allen Seiten um seinen Kopf und seinen Hals.

»Hast du denn viele Stöcke?«, fragte er, während er zur Pforte zurückwich.

»Was Gott gab«, antwortete lächelnd Dutloff. »Zählen soll man nicht, Väterchen: Die Bienen lieben das nicht. Sehen Sie, Euer Erlaucht, ich wollte Euer Gnaden bitten«, fuhr er fort, auf die schmalen Bienenstöcke hinweisend, die beim Zaun standen, »wegen Ossip, dem Mann Ihrer Amme – wenn Sie ihm nur sagten: Es sei nicht schön, sich so schlecht zu seinem Dorfnachbarn zu benehmen.«

»Wie denn das? – Au, sie stechen doch!«, antwortete der gnädige Herr, der schon die Klinke der Pforte erfaßt hatte.

»Ja, sehen Sie, es gibt kein Jahr, daß er nicht seine Bienen auf meine jungen Bienen losläßt. Sie sollen sich erholen, die fremden Bienen ziehen aber bei ihnen die Wabe heraus, ja, und das verdirbt den ganzen Bienenstock«, sprach der Greis, ohne die Grimassen des gnädigen Herrn zu bemerken.

»Schön, nachher, sogleich ...«, murmelte Nechljudoff, und außerstande, weiter auszuhalten, und mit beiden Händen abwehrend, lief er im Trab durch die Pforte hinaus.

»Man muß mit Erde reiben, das macht nichts«, sprach der Greis, als er hinter dem gnädigen Herrn her den Hof betrat. Der rieb mit

Erde die Stelle, wo er gestochen worden war. Errötend schaute er sich dabei rasch nach Karp und Ignatz um, die gar nicht auf ihn hinsahen, und verzog zornig sein Gesicht.

XVI

»Um was ich hinsichtlich meiner Kinder Euer Erlaucht bitten wollte«, sprach der Greis, wobei er entweder so tat, als ob er die drohende Miene des gnädigen Herrn gar nicht wahrnehme, oder sie tatsächlich nicht bemerkte.

»Um was denn?«

»Ja, sehen Sie, mit den Pferdchen sind wir, Gott sei Dank, in der Reihe, auch einen Knecht haben wir, so daß der Herrendienst von uns nicht versäumt wird.«

»Was denn dann?«

»Wenn Euer Erlaucht meine Kinder gegen Pachtzins frei lassen würde, so würden Iljuschka und Ignatz mit drei Dreigespannen für den ganzen Sommer fahren gehen. Vielleicht erarbeiten sie dann auch etwas.«

»Wohin werden sie denn gehen?«

»Ja, wie es gerade kommt«, mischte sich Iljuschka ein, der währenddessen die Pferde unter dem Schirmdach festgebunden hatte und zum Vater getreten war. »Die Kadminskischen Burschen sind mit acht Dreigespannen, so sagt man, nach Romen gefahren, haben sich selbst ernährt, ja, und bis zu drei Zehnrubelscheine für jedes Dreigespann nach Hause gebracht; sonst aber auch nach Odest – man sagt, dort ist das Futter billiger.«

»Siehst du, gerade darüber wollte ich auch mit dir sprechen«, bemerkte der gnädige Herr, indem er sich an den Greis wandte und ihn möglichst geschickt auf das Gespräch über die Farm bringen wollte. »Sag mir bitte, ist es vorteilhafter, Fuhrgeschäft zu betreiben, als sich zu Hause mit Ackerbau zu beschäftigen?«

»Was heißt vorteilhafter, Euer Erlaucht!«, mischte sich wiederum Ilja ein, indem er keck seine Haare zurückwarf. »Zu Hause ist ja nicht einmal Futter für die Pferde da!«

»Nun, wieviel erarbeitest du denn im Sommer?«

»Ja, sehen Sie, vom Frühjahr an, trotzdem das Futter teuer war, fuhr ich mit Waren nach Kiew, von Kursk wiederum bis Moskau fuhr ich Graupen, so daß wir uns selber nährten und die Pferde satt waren, ja, und fünfzehn Rubel Geld habe ich mitgebracht.«

»Es ist kein Unglück, sich mit einem ehrlichen Gewerbe zu beschäftigen, was es auch sei«, sprach der gnädige Herr, indem er sich von neuem an den Greis wandte, »mir scheint es indes, daß man eine andere Beschäftigung finden könnte; ja, und die Arbeit ist auch so, daß der junge Bursche überall hinfährt, jederart Volk sieht, sich verwöhnen kann«, fügte er hinzu, die Worte Karpis wiederholend.

»Womit soll sich denn unser Bruder, der Bauer, beschäftigen, wenn nicht mit Fuhrgeschäft?«, entgegnete der Greis mit feinem sanften Lächeln. »Fährst du gut – so bist du selber satt, und die Pferde sind gesättigt; was aber die Verwöhnung anbetrifft, so fahren sie bei mir, Gott sei Dank, nicht das erste Jahr. Auch selber bin ich gefahren, und Schlechtes habe ich von niemandem gesehen, sondern nur Gutes.«

»Ist es denn zu wenig, womit ihr euch zu Hause beschäftigen könntet: mit Äckern, mit Wiesen ...«

»Wie kann man das denn, Euer Erlaucht!«, mischte sich Iljuschka mit Begeisterung ein. »Wir sind schon damit auf die Welt gekommen, alle diese Ordnungen sind uns bekannt, eine uns genehme Sache; die allerliebste Sache, Euer Erlaucht, ist es für unsereinen, Lasten zu fahren.«

»Wie aber, Euer Erlaucht, wir bitten um die Ehre, wollen Sie nicht in die Stube eintreten? In unserem neuen Haus sind Sie noch gar nicht gewesen«, sprach der Greis, indem er sich tief verneigte und dem Sohn winkte. Iljuschka lief im Trab in die Hütte, ihm folgte zugleich mit dem Greis auch Nechljudoff.

XVII

Als er in die Hütte trat, verneigte sich der Greis nochmals, fegte mit seinem Rockschoß von der vorderen Ecke der Bank den Staub ab und fragte lächelnd:

»Was soll ich Ihnen anbieten, Euer Erlaucht?«

Die Hütte war geräumig, sie hatte einen Schornstein, Schlafgerüste und Schlafbänke. Die frischen Espenstämmе, zwischen denen kaum verwelktes Moos herausschaute, waren noch nicht schwarz geworden. Die neuen Bänke und Schlafstätten waren noch nicht glatt, und der Boden war noch nicht festgetreten. Ein junges, hageres Bauernweib mit länglichem, nachdenklichem Gesicht, die Frau des Ilja, saß auf einer Pritsche und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege, die an einer langen Stange an der Decke befestigt war. In der Wiege schlief kaum merklich atmend und die Äuglein geschlossen, lang ausgestreckt ein Brustkind. Ein anderes stämmiges, rotbäckiges Weib, die Frau des Karp, die Ärmel aufgeschlagen über ihren bis zum Ellenbogen gebräunten Armen, schnitt Zwiebeln in einer hölzernen Schüssel. Ein drittes, pockennarbiges, schwangeres Weib, das sich ihren Ärmel vor das Gesicht hielt, stand beim Ofen. In der Hütte war es außer von der Sommerhitze auch noch heiß vom Ofen, und es roch stark nach eben erst ausgebackenem Brot. Von der Schlafstätte her schauten neugierig auf den gnädigen Herrn die blonden Köpfchen von zwei Burschen und einem Mädchen herab, die in Erwartung des Mittagessens da hinaufgeklettert waren.

Nechljudoff tat es gut, diesen Wohlstand zu sehen, und dabei war es ihm doch aus irgend einem Grund peinlich vor den Weibern und Kindern, die alle auf ihn hinschauten. Er setzte sich errötend auf die Bank.

»Gib mir ein Stückchen heißes Brot, ich liebe es ...«, sprach er und errötete noch mehr.

Die Frau des Karp schnitt ein großes Stück Brot ab und reichte es auf einem Teller dem gnädigen Herrn. Nechljudoff schwieg und

wußte nicht, was er sagen sollte; die Weiber schwiegen ebenfalls; der Greis lächelte freundlich.

»Weshalb schäme ich mich denn eigentlich? Gleich als ob ich in irgend etwas schuldig wäre?«, dachte Nechljudoff. »Weshalb soll ich denn nicht den Vorschlag wegen der Ferm machen? Was für eine Dummheit!« Aber gleichwohl schwieg er immer noch.

»Wie denn, Väterchen, Mitri Mikolaewitsch, wie werden Sie hinsichtlich der Kinder befehlen?«, fragte der Greis.

»Ja, ich würde dir raten, sie überhaupt nicht ziehen zu lassen, ihnen vielmehr hier Arbeit zu suchen«, sprach plötzlich Nechljudoff, Mut fassend. »Ich, weißt du, was ich mir für dich ausdachte: Kaufe du mit mir zur Hälfte einen Wald im Staatsforst, ja, und auch noch Land ...«

»Wie denn, Euer Erlaucht, mit welchem Geld sollen wir denn kaufen?«, unterbrach der Greis den gnädigen Herrn.

»Ja, siehst du, einen nicht eben großen Wald, für zweihundert Rubel ...«, bemerkte Nechljudoff.

Der Greis lächelte grimmig.

»Schön, wenn Geld da wäre, weshalb nicht kaufen?«, sprach er.

»Hast du denn dieses Geld schon nicht mehr?«, fragte vorwurfsvoll der gnädige Herr.

»Ach, Väterchen, Euer Erlaucht!«, antwortete mit kummervoller Stimme der Greis, indem er zur Tür schaute, »wenn es nur für die Familie ausreichte, so denken wir gar nicht daran, Wald zu kaufen.«

»Ja, aber du hast ja doch Geld, was soll es denn so liegen?«

Der Greis kam plötzlich in heftige Erregung, seine Augen funkelten, seine Schultern begannen zu zittern.

»Vielleicht haben böse Leute das von mir gesagt«, begann er mit zitternder Stimme. »So, glauben Sie Gott«, sprach er, indem er sich mehr und mehr erregte und die Augen auf das Heiligenbild richtete, »mögen jetzt gleich meine Augen platzen, möge ich auf dieser Stelle in die Erde versinken, wenn ich etwas habe außer den fünfzehn Rubeln, die Iljuschka brachte, und dann muß man doch

Kopfsteuer zahlen. Sie selber geruhen zu wissen, eine Hütte haben wir gebaut ...«

»Nun schön, schön!«, sprach der gnädige Herr, indem er sich von der Bank erhob. »Lebt wohl, Wirte!«

XVIII

›Mein Gott! Mein Gott!«, dachte Nechljudoff, während er mit großen Schritten durch die schattigen Alleen des verwilderten Gartens seinem Haus zueilte und zerstreut Blätter und Zweige abbrach, die ihm gerade unterwegs unter die Hand kamen. ›Waren denn wirklich alle meine Gedanken über den Zweck und die Verpflichtungen meines Lebens Unsinn? Weshalb ist es mir denn so schwer, so kummervoll zumute, gleich als ob ich mit mir unzufrieden sei, während ich mir doch vorstellte, daß ich, einmal auf diesem Weg, beständig jene Fülle des sittlich befriedigten Gefühls empfinden werde, die ich zu der Zeit empfand, als mir zum ersten Mal diese Gedanken kamen.‹ Und er versetzte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Klarheit in der Vorstellung auf ein Jahr zurück, in eben jenen glücklichen Augenblick.

Früh am Morgen war er aufgestanden, vor allen anderen im Haus. Und qualvoll erregt von einem geheimnisvollen, nicht mit Worten zu nennenden Drängen seiner Jugend war er ohne Ziel in den Garten gegangen, von dort in den Wald, und inmitten der maienhaften, starken, saftigen, aber ruhigen Natur schweifte er lange umher, allein, ohne irgendwelchen Gedanken, und er litt dabei an dem Übermaß eines Gefühls, für das er keinen Ausdruck zu finden vermochte. Bald wies ihm seine junge Vorstellungskraft in vollem Glanz des noch Unbekannten das wollüstige Bild des Weibs, und es schien ihm: ›Das ist es, das Verlangen, das ich nicht deuten kann!‹ Aber irgend ein anderes, höchstes Gefühl sprach: ›Das ist es nicht!‹ und zwang ihn, weiterzusehen. Bald erhob sich sein unerfahrener, feuriger Geist höher und hö-

her in die Sphären des Wesenlosen und eröffnete ihm, so kam es ihm vor, neue Gesetze des Seins. Und er verharrte in feurigem Entzücken bei diesen Gedanken. Wiederum aber sprach das höchste Gefühl: ›Das ist es nicht!‹ Und wiederum zwang es ihn, zu suchen und unruhig zu sein. Ohne Gedanken und ohne Wünsche, wie es immer so ist nach übergroßer Anstrengung, legte er sich endlich auf den Rücken unter einen Baum und blickte auf die durchsichtigen Morgenwölkchen, die über ihm herliefen am tiefen, unendlichen Himmel. Plötzlich, ohne jede Ursache, traten ihm Tränen in die Augen und, Gott weiß auf welchem Wege, kam ihm ein klarer Gedanke und erfüllte seine ganze Seele, und er hielt sich mit Entzücken fest an ihm: der Gedanke, daß die Liebe und das Gute die Wahrheit ist und das Glück, und die einzige Wahrheit und das einzig mögliche Glück auf der Welt. Das höchste Gefühl sprach diesmal nicht mehr: ›Das ist es nicht.‹ Er erhob sich und begann seinen Gedanken zu prüfen: ›Das ist es, das ist es!‹, sprach er zu sich selber mit Begeisterung, indem er alle seine früheren Überzeugungen, alle ihm gewordenen Offenbarungen des Lebens auf diese neuentdeckte, wie es ihm schien, völlig neue Wahrheit hin prüfte. ›Was für eine Dummheit war doch alles, was ich wußte, woran ich glaubte und was ich liebte‹, sprach er zu sich selber. ›Die Liebe, die Aufopferung – das ist das einzig wahre, vom Zufall unabhängige Glück!‹, wiederholte er, und er lachte dabei und vermochte sich nicht ruhig zu halten. Indem er diesen Gedanken an allen Offenbarungen des Lebens nachprüfte und für ihn eine Bestätigung fand sowohl im Leben wie in jener inneren Stimme, die ihm gesagt hatte, daß es dies sei, erlebte er ein neues Gefühl freudiger Erregung und Entzückung. ›Also muß ich das Gute tun, um glücklich zu sein‹, dachte er, und seine ganze Zukunft trat lebhaft vor ihn hin, schon nicht mehr nur in Gedanken, vielmehr in Bildern. Die wiesen ihm ein Leben als Gutsherr.

Er sah vor sich ein gewaltiges Arbeitsfeld für ein ganzes Leben, das er dem Guten widmete und in dem er folglich glücklich sein werde. Er braucht sich nicht eine Sphäre der Tätigkeit auszusuchen: Sie liegt bereit, er hat eine unmittelbare Verpflichtung – er hat Bauern ... Und

was für eine erfreuliche und dankbare Tätigkeit stellt sich ihm vor: ›Einzuwirken auf diese einfache, empfängliche, unverdorbene Volksklasse, sie von der Armut zu befreien, ihnen Wohlstand zu geben, ihnen die Bildung zu übermitteln, die ich selber durch Glücksfall genieße, sie von ihren Lastern zu heilen, die geboren sind aus Unbildung und Aberglauben; ihre Sittlichkeit zu entwickeln, sie das Gute lieben lehren ... Was für eine glänzende, glückliche Zukunft! Und für dies alles werde ich, der ich dies für mein eigenes Glück tun werde, mich an ihrer Dankbarkeit erquicken, werde ich sehen, wie ich mit jedem Tag weiter und weiter gehen werde, dem vorgenommenen Ziel zu. Eine wundervolle Zukunft! Wie konnte ich das denn nicht vorher sehen?‹

›Und außerdem, dachte er zu jener Zeit, ›was hindert mich denn daran, selber glücklich zu sein in der Liebe zu einem Weib, im Glück des Familienlebens?‹ Und seine junge Phantasie zeichnete ihm eine noch bezauberndere Zukunft. ›Ich und meine Frau, die ich so liebe, wie noch niemand irgend wen auf der Welt liebte, wir werden immer leben inmitten dieser ruhigen, poetischen, ländlichen Natur, mit den Kindern, vielleicht mit der alten Tante. Wir haben unsere Liebe zueinander, die Liebe zu den Kindern, und wir beide wissen, daß unsere Berufung das Gute ist. Wir werden einander beistehen im Streben nach diesem Ziel. Ich treffe die allgemeinen Anordnungen, gebe allgemeine, gerechte Hilfen, führe die Farm ein, Sparkassen, Werkstätten; sie aber, mit ihrem hübschen Köpfchen, in einfachem weißen Kleid, es leicht aufhebend über ihren wohlgestalteten Füßchen, geht durch den Schmutz in die Bauernstube, ins Lazarett, zu dem unglücklichen Bauern, der eigentlich keine Hilfe verdient, überall tröstet sie, hilft sie ... Die Kinder, Greise, Weiber vergöttern sie und blicken auf sie wie auf einen Engel, wie auf die Vorsehung. Dann kehrt sie zurück und verheimlicht mir, daß sie zum unglücklichen Bauern ging und ihm Geld gab, ich aber weiß es und umarme sie fest und küsse fest und zärtlich ihre reizenden Augen, ihre schamhaft errötenden Wangen und lachenden roten Lippen ...‹

XIX

›Wo sind diese Träume?«, dachte jetzt der Jüngling, als er nach seinen Besuchen dem Haus zuschritt. ›Es ist nun schon mehr als ein Jahr her, daß ich Glück suche auf diesem Weg, und was habe ich denn gefunden? Freilich, bisweilen fühlte ich, daß ich mit mir zufrieden sein könne, das ist aber so eine trockene, vernünftige Zufriedenheit. Ja und nein, ich bin einfach unzufrieden, weil ich hier kein Glück kenne, das Glück aber ersehne, leidenschaftlich ersehne. Ich habe noch keine Genüsse der Welt erlebt, und schon habe ich mich von allem losgerissen, was sie gewährt. Weshalb? Wofür? Wem ward es dadurch leichter? Die Wahrheit schrieb mein Tantchen, als sie meinte, daß es leichter sei, sich selber Glück zu finden, als es anderen zu geben. Sind denn meine Bauern etwa reicher geworden? Haben sie sich gebildet oder sittlich entwickelt? Nicht im geringsten! Ihnen ward es nicht besser, mir aber wird es mit jedem Tag schwerer. Wenn ich wenigstens einen Erfolg in meinem Unternehmen erschaut, wenn ich Dankbarkeit gesehen hätte! ... Aber nein, ich sehe verlogene Gewohnheit, Laster, Mißtrauen, Hilflosigkeit! Ich verbrauche umsonst die besten Jahre meines Lebens«, dachte er, und ihm kam es irgend wie in Erinnerung, daß ihn die Nachbarn, wie er von seiner Wärterin gehört hatte, »Grünspecht« nannten, daß bei ihm im Kontor schon gar kein Geld mehr geblieben war, daß die von ihm ausgedachte neue Dreschmaschine zum allgemeinen Gelächter der Bauern nur gepfiffen, aber nicht gedroschen habe, als man sie zum ersten Mal vor zahlreichem Publikum auf der Dreschtenne in Gang gesetzt hatte; daß man jeden Tag die Ankunft des Kreisrichters erwarten müsse zur Aufnahme des Gutes, da er den Zinszahlungstermin versäumt hatte, indem er sich von verschiedenen wirtschaftlichen Unternehmungen hatte fortreißen lassen. Und plötzlich trat ihm ebenso lebhaft wie vorher sein ländlicher Spaziergang im Wald und der Gedanke an das Gutsbesitzerleben, sein Moskauer Studentenzimmerchen vor »den inneren Blick«, wie er da spät in der Nacht

saß bei einer Kerze mit seinem Kameraden und vergöttertem sechzehnjährigen Freund. Sie hatten ununterbrochen fünf Stunden gelesen und wiederholten irgendwelche langweilige Paragraphen des bürgerlichen Rechtes, und nachdem sie sie beendet hatten, hatten sie nach Abendessen geschickt, zu einer Flasche Sekt Geld zusammengelegt und von der Zukunft gesprochen, die sie erwartete. Wie völlig anders stellte sich der junge Student seine Zukunft vor! Damals war die Zukunft voll von Entzückungen, mannigfaltiger Tätigkeit, Glanz der Erfolge, und führte sie beide, wie es ihnen schien, zweifellos zum besten Gut der Welt – zum Ruhm.

›Er schreitet schon und schreitet rasch auf diesem Pfad‹, dachte Nechljudoff von seinem Freund. ›Aber ich ...‹

Währenddessen war er bereits zum Eingang des Hauses gelangt, bei dem zehn Bauern und Hofleibeigene standen, die mit verschiedenen Bitten den gnädigen Herrn erwartet hatten, und von Träumen mußte er sich der Wirklichkeit zuwenden.

Da war das abgerissene, zerzauste und blutende Bauernweib, das sich weinend über ihren Schwiegervater beklagte, der sie töten wollte. Da waren zwei Brüder, die schon vor Jahresfrist ihren Bauernhof unter sich geteilt hatten und nun mit mißtrauischer Wut aufeinander blickten. Da war auch der unrasierte, ergraute Hofleibeigene mit vor Trunkenheit zitternden Händen, den sein eigener Sohn, der Gärtner, zum gnädigen Herrn führte, um Klage zu führen über des Vaters haltloses Betragen. Da war der Bauer, der sein Weib aus dem Haus gejagt hatte, weil sie das ganze Frühjahr über nicht gearbeitet hatte. Und da war auch jenes kranke Weib selber: Schluchzend und ohne ein Wort zu äußern saß sie auf dem Gras beim Eingang des Hauses und ließ ihr entzündetes, nachlässig mit irgend einem schmutzigen Lappen verbundenes geschwollenes Bein sehen! Nechljudoff hörte alle Bitten und Beschwerden an, riet den einen, versöhnte die anderen, versprach dem Dritten – und empfand bei alledem ein seltsames Gefühl, das gemischt war aus Müdigkeit, Scham, Machtlosigkeit und Reue, und ging in sein Zimmer.

XX

In dem mäßig großen Zimmer, das Nechljudoff bewohnte, stand ein altes, mit kupfernen Nägeln beschlagenes Ledersofa, einige ebensolche Sessel, ein aufgeschlagener altertümlicher Bostontisch mit Inkrustationen, Vertiefungen und mit einem kupfernen Beschlag, auf dem Papiere lagen, und ein altes, gelbliches, geöffnetes englisches Klavier mit abgegriffenen, krumm gewordenen, schmalen Tasten. Zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einem alten, vergoldeten, geschnitzten Rahmen. Auf dem Boden neben dem Tisch lagen Haufen von Papieren, Büchern und Rechnungen. Überhaupt hatte das ganze Zimmer ein charakterloses und unordentliches Aussehen; und diese lebendige Unordnung stand in scharfem Gegensatz zu der gezierten, altmodisch herrschaftlichen Einrichtung der übrigen Zimmer des großen Hauses. Als Nechljudoff das Zimmer betrat, warf er zornig seinen Hut auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Klavier stand, legte die Beine übereinander und ließ den Kopf hängen.

»Nun, werden Sie frühstücken, Euer Erlaucht?«, sprach eben hereintretend eine hohe, magere, rüstige Greisin, die ein Sitzkleid und eine Haube anhatte und ein großes Tuch trug.

Nechljudoff schaute sich nach ihr um und schwieg ein wenig, als ob er sich besinne.

»Nein, ich habe keine Lust, Wärterin«, sprach er und versank von neuem in Gedanken.

Die Wärterin schüttelte mißmutig den Kopf und seufzte.

»Ach, Väterchen, Dmitri Nikolajewitsch, was grämen Sie sich? Es gibt größeren Kummer als das – alles wird vorübergehen, bei Gott ...«

»Ja, und ich gräme mich doch gar nicht. Woraus schlossest du das denn, Mütterchen, Malanja Phinogenowna?«, antwortete Nechljudoff, und er bemühte sich zu lachen.

»Ja, wie sollten Sie nicht traurig sein! Sehe ich es denn nicht selber!«, begann die Wärterin mit Eifer. »Tag für Tag mutterseeleallein,

und alles nehmen Sie sich so zu Herzen, zu allen gehen Sie selber! Schon haben Sie fast ganz aufgehört zu essen. Ist das Vernunft? Wenn Sie wenigstens in die Stadt fahren würden oder zu den Nachbarn! ... Ihre Jahre sind junge Jahre! Und sich so über alles grämen! Du verzeihst mir, Väterchen, aber ich setze mich«, fuhr die Wärterin fort, indem sie sich neben der Tür niederließ. »Siehst du, du hast eine solche Nachsicht an den Tag gelegt, daß schon niemand mehr dich fürchtet. Ist das gehandelt wie ein Herr? Da ist auch gar nichts Gutes daran. Nur dich selber richtest du zugrunde, ja, und das Volk verwöhnst du nur. Du weißt ja, unser Volk ist so. Es empfindet das nicht. So ist es nun einmal. Wenn du zur Tante fahren würdest, sie hat die Wahrheit geschrieben ...« So beriet ihn die Wärterin.

Nechljudoff ward es immer trauriger zumute. Seine rechte Hand, die sich auf sein Knie stützte, berührte schlaff die Tasten. Es erklang ein Akkord, ein zweiter, ein dritter ... Nechljudoff rückte näher heran, nahm seine andere Hand aus der Tasche und begann zu spielen. Die Akkorde, die er griff, waren bisweilen nicht vorbereitet, sogar nicht einmal durchaus richtig, häufig waren sie gewöhnlich bis zur Banalität und bewiesen, daß er keinerlei musikalisches Talent besaß, ihm bereitete aber diese Beschäftigung ein gewisses unbestimmtes, melancholisches Vergnügen. Bei jeder Veränderung der Harmonie erwartete er bebenden Herzens, was aus ihr herauskommen werde, und wenn irgend etwas herauskam, so ergänzte er verworren in der Vorstellung das, was fehlte. Es schien ihm, als höre er tausend Melodien, Chor und Orchester, entsprechend seiner Harmonie. Den Hauptgenuß bereitete ihm dabei die erhöhte Tätigkeit seiner Einbildungskraft, die ihm zusammenhanglos und abgerissen, aber mit erschütternder Deutlichkeit die allerverschiedensten, durcheinander geworfenen und albernen Symbole und Bilder aus Vergangenheit und Zukunft darbot. Bald stellte sich ihm die aufgeschwollene Gestalt des Dawidka Bjely vor, wie er erschreckt mit seinen weißen Wimpern zuckte beim Anblick der schwarzen sehnigen Faust seiner Mutter, und sein runder Rücken und die gewaltigen,

mit weißen Haaren bedeckten Hände, die nur mit Geduld und Ergebenheit in das Schicksal auf alle Mißhandlungen und Entbehrungen antworteten. Bald sieht er die lebhaft, im Hofdienst kühn gewordene Amme und stellte sich aus irgend einem Grund vor, wie sie durch die Dörfer gehe und den Bauern predige, man müsse sein Geld vor den Gutsbesitzern verstecken, und er wiederholte unbewußt sich selber: »Ja, vor den Gutsbesitzern muß man sein Geld verstecken« ... Bald stellt sich ihm plötzlich das dunkelblonde Köpfchen seiner zukünftigen Gattin vor, die aus irgend einem Grund in Tränen ist und sich in tiefem Kummer ihm auf die Schulter neigt. Bald sieht er die guten blauen Augen des Tschuris, die mit Zärtlichkeit auf das einzige dickbäuchige Söhnchen schauen. Ja, und er sieht in ihm außer dem Sohn den Gehilfen und Retter. »Siehst du, da ist einmal Liebe!«, flüsterte er. Hierauf erinnert er sich an die Mutter des Juchwanka, an den Ausdruck der Geduld und des Allesverzeihens, den er, ungeachtet ihres hängenden Zahnes und ihrer verwiterten Züge, in ihrem Greisinnengesicht wahrgenommen hatte. »Es muß wohl so sein: In den siebzig Jahren ihres Lebens habe ich als erster das wahrgenommen«, dachte er und flüstert: »Seltsam!«, wobei er unbewußt fortfährt, auf den Tasten herumzufahren und auf die Töne zu hören. Dann erinnert er sich lebhaft an seine Flucht aus dem Bienenstand und den Gesichtsausdruck von Ignatz und Karp, die augenscheinlich lachen wollten, aber so taten, als ob sie ihn gar nicht anschauten. Er errötet und schaut sich unwillkürlich nach seiner Wärterin um, die immer noch bei der Tür sitzt und schweigend, durchdringend auf ihn blickt, wobei sie von Zeit zu Zeit ihr weißes Haupt schüttelt. Plötzlich trat vor Nechljudoffs inneren Blick ein Dreigespann schweißtriefender Pferde und die kräftige, schöne Gestalt des Iljuschka mit seinen blonden Locken, seinen froh glänzenden blauen Augen, seinem frisch geröteten Gesicht und dem Flaum, der kaum anfing, ihm Lippen und Kinn zu bedecken. Nechljudoff denkt daran, wie Iljuschka in Angst geriet, man werde ihn nicht mehr zu den Fuhrleuten lassen, und wie feurig er eintrat für diese

seine Lieblingstätigkeit. Und Nechljudoff sieht: ein grauer, früher, nebliger Morgen, eine nasse, schlüpfrige Chaussee, die lange Reihe hoch beladener, mit Bastdecken gedeckter Fuhren, denen große schwarze Buchstaben aufgedruckt sind. Die starkbeinigen, satten Pferde rasseln mit ihren Schellen und ziehen, den Rücken krümmend und die Zugriemen anspannend, mutig die Fuhre die Anhöhe hinauf, indem sie sich mit ihren mächtigen Hufeisen anklammern an den glatten, festen Boden. Dem Wagenzug entgegen, den Berg herunter, läuft rasch die Post, unter dem Läuten der kleinen Glöckchen, die von weit her zu vernehmen sind durch den dichten Wald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht. »Ah, ah, ai!«, ruft laut mit kindischer Stimme der vordere Fuhrmann – er trägt ein Blechschild an der Lammfellmütze –, indem er die Peitsche über den Kopf erhebt. Bei dem Vorderrad der ersten Fuhre schreitet schwer in gewaltigen Stiefeln Karp einher mit seinem roten Bart und seinem mürrischen Blick. Auf der zweiten Fuhre streckt seinen hübschen Kopf Iljuschka heraus, der sich unter der Bastdecke des vorderen Wagens schön erwärmt hatte bei der Kühle des Morgens. Drei Dreigespanne, hoch mit Koffern beladen, fahren vorüber unter Räderknarren, Schellengeläute und lautem Rufen. Iljuschka verbirgt wiederum seinen Lockenkopf unter der Bastdecke und schlummert ein. Da, ein klarer, warmer Abend! Vor den ermüdeten, beim Gasthof sich drängenden Gespannen öffnet sich knirschend das schwere Bretttertor, und eine nach der anderen, hüpfend über die Schwelle, verschwinden die hohen, mit Bastdecken bedeckten Fuhren unter dem weiten Wetterdach. Iljuschka begrüßt sich lustig mit der weißgesichtigen, breitbrustigen Wirtin. Die fragt: »Woher kommt ihr, und werdet ihr viel zu Abend essen?« und dabei blickt sie mit Vergnügen auf den hübschen Burschen mit ihren glänzenden, freundlichen Augen. Dann geht Iljuschka, nachdem er die Pferde versorgt hat, in die heiße, mit Volk erfüllte Stube, bekreuzigte sich, setzt sich hinter die volle hölzerne Tasse und beginnt eine lustige Unterhaltung mit der Wirtin und den Kameraden. Und da ist auch sein

Nachtlager unter dem freien Sternenhimmel, der unter dem Schutzdach hervor herabschaut, sein Nachtlager im duftenden Heu bei seinen Pferden, die stampfend und schnaufend das Futter herumwühlen in den hölzernen Krippen. Iljuschka schreitet zu seiner Schlafstätte, wendet sich nach Osten, und nachdem er wohl dreißigmal seine breite, starke Brust bekreuzigt hat, betet er das Vaterunser und wohl zwanzigmal »Herr, erbarme dich!«, hüllt sich dann mit dem Kopf in die langen Schöße seines Rockes und schlummert den gesunden, sorglosen Schlaf des starken, frischen Menschen. Und da sieht er im Traum Städte, Kiew mit seinen Heiligen und Massen von Wallfahrern, Rom mit Kaufleuten und Waren, er erblickt Odest und das weite blaue Meer mit weißen Segeln; er erblickt mit goldenen Häusern und weißbrustigen, schwarzbewimperten Türkinnen die Stadt Zaregrad, wohin er flog auf unsichtbaren Flügeln. Frei und leicht fliegt er dahin, immer weiter und weiter, und sieht unter sich goldene Städte, umgossen von strahlendem Sonnenglanz, und den blauen Himmel mit vielen, vielen Sternen und das azurne Meer mit weißen Segeln – und es ist ihm froh und lustig zu fliegen, weiter und weiter!

»Herrlich!«, murmelt Nechljudoff für sich, und ihm kommt der Gedanke: ›Weshalb bin ich nicht Iljuschka?‹

EIN ÜBERFALL

ERZÄHLUNG EINES FREIWILLIGEN

I

Am 12. Juli trat der Hauptmann Chlopow mit Epauletten und Säbel, einer Ausrüstung, in der ich ihn seit meiner Ankunft im Kaukasus noch nie gesehen hatte, in die niedrige Tür meiner Erdhütte.

»Ich komme geradeswegs vom Obersten«, sagte er in Erwiderung auf den fragenden Blick, mit dem ich ihn empfing. »Morgen rückt unser Bataillon aus.«

»Wohin?«, fragte ich.

»Nach NN. Da sollen die einzelnen Truppenteile zusammenkommen.«

»Und von da aus wird gewiß eine Expedition unternommen werden?«

»Wahrscheinlich.«

»Wohin denn? Was meinen Sie?«

»Was ist da zu meinen? Ich will Ihnen so viel sagen, wie ich weiß. Gestern in der Nacht kam ein Tatar vom General hergesprengt und brachte den Befehl, das Bataillon solle ausrücken und für zwei Tage Zwieback mitnehmen; aber wohin, wozu und auf wie lange, danach fragt man nicht, Verehrtester: Es ist befohlen, zu marschieren; das genügt.«

»Aber wenn nur für zwei Tage Zwieback mitgenommen wird, so wird man auch die Truppen nicht länger fortbleiben lassen.«

»Na, das folgt daraus noch nicht ...«

»Aber wie wäre denn das möglich?«, fragte ich erstaunt.

»Möglich ist das alles! Als wir nach Darghi marschierten, nahmen wir für eine Woche Zwieback mit und blieben fast einen Monat fort.«

»Wird man mir erlauben, mit Ihnen mitzuziehen?«, fragte ich nach einem kurzen Stillschweigen.

»Erlaubt wird es Ihnen schon werden; aber mein Rat ist: Kommen Sie lieber nicht mit. Wozu wollen Sie sich in Gefahr begeben?«

»Gestatten Sie mir schon, Ihren Rat nicht zu befolgen: Ich habe hier einen ganzen Monat lediglich zu dem Zweck verbracht, um auf eine Gelegenheit zu warten, wo ich einen Kampf mit ansehen könnte – und da muten Sie mir nun zu, eine solche Gelegenheit unbenutzt zu lassen.«

»Meinetwegen kommen Sie mit; aber wirklich, wäre es nicht besser, wenn Sie hierblieben? Sie könnten hier inzwischen auf die Jagd gehen und uns in Gottes Namen marschieren lassen. Das wäre prächtig!«, sagte er in so eindringlichem Ton, daß es mir im ersten Augenblicke wirklich schien, daß das prächtig sei; indessen erwiderte ich mit aller Entschiedenheit, ich würde um keinen Preis zurückbleiben.

»Und was gibt's denn da für Sie Neues und Besonderes zu sehen?«, fuhr der Hauptmann fort, mir abzureden. »Möchten Sie erfahren, wie es bei einem Kampf hergeht? Lesen Sie Michailowski-Danilewskis Geschichte des Krieges¹, ein vortreffliches Buch; da ist alles eingehend geschildert: wo ein jeder Truppenteil gestanden hat und wie der Kampf sich abgespielt hat.«

»Nicht doch, das interessiert mich nicht«, antwortete ich.

»Na, was interessiert Sie denn also? Sie möchten wohl einfach mit ansehen, wie Menschen getötet werden? ... Da war hier im Jahre 32 auch so ein Zivilist, ein Spanier, glaube ich. Zwei Feldzüge machte

¹ Gemeint sind wohl seine Schriften über den Französisch-Russischen Krieg.

er mit uns mit, in so einem blauen Mantel ... aber schließlich wurde dem armen Burschen das Lebenslicht ausgeblasen. Hier werden Sie niemandem imponieren, lieber Freund!«

Wie sehr ich mich auch darüber ärgerte, daß der Hauptmann meine Absicht in so übler Weise auffaßte, so machte ich doch keinen Versuch, ihn zu einer anderen Anschauung zu bekehren.

»War er denn tapfer?«, fragte ich ihn.

»Gott weiß, was er für ein Mensch war: immer war er vorn; wo die Kugeln pfliffen, da war er auch.«

»Also war er doch tapfer«, sagte ich.

»Nein, das ist keine Tapferkeit, wenn einer sich überall herumtreibt, wo man ihn nicht verlangt ...«

»Was nennen Sie denn Tapferkeit?«

»Tapferkeit? Tapferkeit?«, wiederholte der Hauptmann und machte dabei ein Gesicht, wie wenn ihm diese Frage zum erstenmal vorgelegt würde. »Tapfer ist der, der sich so benimmt, wie es sich gehört«, sagte er, nachdem er ein Weilchen überlegt hatte.

Ich erinnerte mich, daß Plato die Tapferkeit definiert als »die Kenntnis dessen, was zu fürchten und was nicht zu fürchten ist«, und trotz der Allgemeinheit und Unklarheit des Ausdrucks in der Definition des Hauptmanns war ich der Meinung, daß der Grundgedanke beider nicht so verschieden sei, wie es zunächst scheinen könnte, und daß sogar die Definition des Hauptmanns richtiger sei als die des griechischen Philosophen; denn hätte er den Ausdruck so in seiner Gewalt gehabt wie Plato, so würde er wohl gesagt haben, tapfer sei der, der nur das fürchte, was zu fürchten sich gehöre, und nicht das, was zu fürchten sich nicht gehöre.

Es reizte mich, dem Hauptmann meinen Gedanken klarzumachen.

»Ja«, sagte ich, »mir scheint, daß in jeder Gefahr eine Wahl stattfindet und daß eine Wahl, die unter der Einwirkung, sagen wir mal, des Pflichtgefühls getroffen wird, Tapferkeit ist, dagegen eine Wahl, die unter der Einwirkung eines niederen Gefühls getroffen wird, Feigheit; daher kann man jemanden, der aus Eitelkeit oder Neugier oder aus

Habsucht sein Leben aufs Spiel setzt, nicht tapfer nennen, und andererseits jemanden, der unter der Einwirkung eines ehrenhaften Gefühls von Pflicht gegen seine Familie oder auch einfach durch seine Überzeugung veranlaßt, eine Gefahr vermeidet, nicht einen Feigling.«

Der Hauptmann sah mich, während ich sprach, mit einem sonderbaren Gesichtsausdruck an.

»Na, darüber verstehe ich nicht, mit Ihnen zu disputieren«, sagte er, indem er sein Pfeifchen stopfte. »Aber wir haben hier einen Junker, dem macht es Vergnügen, ein bißchen zu philosophieren. Reden Sie mal mit dem. Er schreibt auch Verse.«

Ich war mit dem Hauptmann erst im Kaukasus bekannt geworden, hatte aber schon in Rußland von ihm gehört. Seine Mutter, Marja Iwanowna Chlopowa, besitzt zwei Werst von meinem Gut entfernt ein kleines Gütchen, auf dem sie wohnt. Vor meiner Abreise nach dem Kaukasus besuchte ich sie. Die alte Frau freute sich sehr, daß ich ihren Paschenka¹ (wie sie den alten, grauhaarigen Hauptmann nannte) zu sehen bekommen und imstande sein würde, als lebendiger Brief ihm von ihrem Ergehen zu erzählen und ihm ein Päckchen zu überbringen. Nachdem sie mich mit einer vorzüglichen Pastete und mit ebenso vorzüglicher Spickgans bewirtet hatte, ging Marja Iwanowna in ihr Schlafzimmer und kam von da mit einem schwarzen, ziemlich großen Amulett zurück, an das ein ebensolches Seidenbändchen angenäht war.

»Das ist unsere Mutter Fürsprecherin vom unverbrennbaren Busche«, sagte sie, indem sie sich bekreuzte, das Bild der Muttergottes küßte und mir aushändigte. »Haben Sie die Güte, Väterchen, es ihm zu übergeben. Sehen Sie, als er nach dem Kaukasus ging, da ließ ich eine Messe lesen und tat ein Gelübde, wenn er am Leben und unversehrt bliebe, so würde ich dieses Bild der Muttergottes anfertigen lassen. Und da sind es jetzt nun schon achtzehn Jahre, daß die Fürsprecherin und die lieben Heiligen ihn beschützen: Auch nicht ein

¹ Koseform für Pawel.

einziges Mal ist er verwundet worden, und in was für schrecklichen Kämpfen ist er nicht gewesen! Als mir Michailo, der mit ihm zusammen gewesen war, davon erzählte, da standen mir, Sie können es glauben, ordentlich die Haare zu Berge. Was ich über ihn weiß, das weiß ich ja nur von Fremden; mein lieber Sohn selbst schreibt nichts von seinen Feldzügen; er möchte mich nicht ängstigen.«

(Als ich schon im Kaukasus war, erfuhr ich, und zwar nicht von dem Hauptmann selbst, daß er viermal schwer verwundet gewesen war; aber natürlich hatte er weder von den Verwundungen noch von den Feldzügen seiner Mutter etwas geschrieben.)

»Dieses heilige Bild soll er nun an sich tragen«, fuhr sie fort; »ich segne ihn damit. Die allerheiligste Fürsprecherin wird ihn beschützen. Besonders in Gefechten möge er es immer bei sich tragen. Sagen Sie ihm, Väterchen: ›Deine Mutter läßt dir sagen, du möchtest es so machen.«

Ich versprach, ihren Auftrag genau auszuführen.

»Ich weiß, Sie werden ihn lieb gewinnen, meinen Paschenka«, fuhr die alte Frau fort; »er ist ein so prächtiger Mensch. Können Sie es glauben: Es vergeht kein Jahr, ohne daß er mir Geld schickt, und auch meine Tochter Annuschka unterstützt er sehr; und das alles nur von seinem Gehalt! Wahrlich, mein Leben lang werde ich Gott dafür danken«, schloß sie mit Tränen in den Augen, »daß Er mir ein solches Kind gegeben hat.«

»Schreibt er Ihnen oft?«, fragte ich.

»Nur selten, Väterchen; etwa einmal im Jahr, wenn er Geld schickt; dann schreibt er auch ein Wörtchen, aber sonst nicht. ›Wenn ich Ihnen nicht schreibe, Mamachen«, sagt er, ›so bedeutet das, daß ich am Leben und gesund bin; sollte mir aber, was Gott verhüte, etwas zustoßen, so wird Ihnen das auch ohne mich geschrieben werden.«

Als ich dem Hauptmann das Geschenk seiner Mutter übergab (es geschah dies in meinem Quartier), da bat er mich um etwas Umschlagpapier, wickelte das Bild sorgfältig ein und steckte es in die Tasche. Ich erzählte ihm viele Einzelheiten von dem Leben seiner

Mutter; der Hauptmann schwieg. Als ich geendet hatte, ging er in eine Ecke und stopfte sehr lange seine Pfeife.

»Ja, sie ist eine prächtige alte Frau!«, sagte er von dort aus mit ein wenig dumpf klingender Stimme. »Ob Gott es wohl so fügt, daß wir uns noch einmal wiedersehen?«

In diesen einfachen Worten kam sehr viel Liebe und Traurigkeit zum Ausdruck.

»Warum dienen Sie hier?«, fragte ich.

»Dienen muß ich eben«, antwortete er mit aller Bestimmtheit, »Und das doppelte Gehalt, das man im Kaukasus bekommt, fällt für einen armen Teufel wie mich stark ins Gewicht.«

Der Hauptmann lebte sparsam: Er spielte nicht Karten, trank nur selten und rauchte einen sehr gewöhnlichen Tabak, den er, ich weiß nicht warum, nicht ukrainischen Bauerntabak, sondern sambrotalischen nannte. Der Hauptmann hatte mir schon früher gefallen: Er hatte eines jener schlichten, ruhigen russischen Gesichter, denen gerade in die Augen zu sehen einem leicht wird und Vergnügen macht; aber nach diesem Gespräch empfand ich ihm gegenüber eine aufrichtige Hochachtung.

II

Am anderen Tage kam der Hauptmann um vier Uhr morgens, um mich abzuholen. Er trug einen alten, abgenutzten Rock ohne Achselstücke, weite lesghische Hosen, eine ursprünglich weiße, aber gelblich und schäbig gewordene Mütze von Lammfell und über der Schulter einen asiatischen Säbel von geringem Wert. Der kleine, aber kräftige Schimmel, den er ritt, ging mit gesenktem Kopf einen ruhigen Paß und schlug unaufhörlich mit dem dünnen Schwanz um sich. Obgleich die Gestalt des guten Hauptmanns sehr wenig kriegerisch, ja sogar sehr wenig schön aussah, so kam in ihr doch eine solche Gleichgültigkeit gegen ihre gesamte Um-

gebung zum Ausdruck, daß sie einem jeden unwillkürlich Achtung einflößte.

Ich ließ ihn nicht eine Minute lang warten, setzte mich sogleich aufs Pferd, und wir ritten zusammen aus dem Festungstor hinaus.

Das Bataillon war uns schon ungefähr sechshundert Schritte voraus und erschien wie eine schwarze, geschlossene, hin und her schwankende Masse. Daß es Infanterie war, konnte man daran erkennen, daß die Bajonette wie zahlreiche lange Nadeln sichtbar waren; mitunter drangen an unser Ohr die Töne eines Soldatenliedes, Trommelklang und die prächtige Tenorstimme eines Sängers aus der sechsten Kompagnie; diese Stimme hatte mich schon in der Festung zu wiederholten Malen in Entzücken versetzt. Der Weg zog sich in einer tiefen, breiten Schlucht hin, am Ufer eines kleinen Flusses entlang, der in dieser Jahreszeit »spielte«, das heißt ausgetreten war. Schwärme von wilden Tauben flatterten dort umher: bald setzten sie sich auf das steinige Ufer, bald vollführten sie in der Luft Schwenkungen und schnelle Kreise und flogen davon, so daß wir sie nicht mehr sahen. Die Sonne selbst war noch nicht sichtbar; aber der obere Rand an der rechten Seite der Schlucht fing an, beleuchtet zu werden. Die grauen und weißlichen Steine, das gelbgrüne Moos, die von Tau bedeckten Kreuzdorn-, Mispel- und Ulmensträucher traten außerordentlich deutlich und plastisch in dem klaren, goldenen Lichte der aufgehenden Sonne hervor; die andere Seite dagegen und das Tal selbst, das von einem dichten, in rauchfarbenen, ungleichmäßigen Schichten hin und her wogenden Nebel bedeckt war, waren feucht und düster und boten eine eigentümliche Mischung von Farben dar: Blaßlila, beinah Schwarz, Dunkelgrün und Weiß. Gerade vor uns erblickten wir gegen den dunkelblauen Himmel mit überraschender Klarheit die hellweißen, glanzlosen Massen der Schneeberge mit ihren wundersamen, aber bis in die kleinsten Einzelheiten schönen Schatten und Umrissen. Grillen, Libellen und tausend andere Insekten erwachten in dem hohen Gras und erfüllten die Luft mit ihrem hellen, ununterbrochenen Getöse: Es schien,

als ob eine unzählbare Menge winzig kleiner Glöckchen in unseren eigenen Ohren läutete. Die Luft war von einem Geruch nach Wasser, Gras und Nebel erfüllt; kurz, es roch, wie es eben an einem frühen, schönen Sommermorgen zu riechen pflegt. Der Hauptmann schlug Feuer und zündete seine kurze Pfeife an; der Geruch des »sambrotalischen Tabaks« und des Feuerschwamms kam mir außerordentlich angenehm vor.

Wir ritten neben dem Weg, um die Infanterie schneller einzuholen. Der Hauptmann schien nachdenklicher als sonst gewöhnlich zu sein, ließ sein dagestanisches Pfeifchen nicht aus dem Mund und versetzte seinem Pferdchen bei jedem Schritte mit den Fersen Stöße; dieses schwankte von einer Seite zur anderen und hinterließ in dem feuchten, hohen Grase eine kaum bemerkbare dunkelgrüne Spur. Dicht vor seinen Füßen flog gackernd und mit jenem Geräusch der Flügel, das den Jäger unwillkürlich zusammenfahren läßt, ein Fasan auf und stieg langsam in die Höhe. Der Hauptmann schenkte ihm nicht die geringste Beachtung.

Wir hatten das Bataillon schon beinahe eingeholt, als hinter uns der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes erscholl und in demselben Augenblick ein sehr hübscher junger Mann in einem Offiziersrock und mit einer hohen, weißen Lammfellmütze vorübersprengte. Als er an uns vorbeikam, lächelte er, nickte dem Hauptmann zu und schwenkte seine Peitsche. Ich konnte in der Eile nur bemerken, daß er in besonders anmutiger Art im Sattel saß und die Zügel hielt und daß er schöne schwarze Augen, eine feine Nase und ein kaum hervorsprossendes Schnurrbärtchen hatte. Was mir an ihm besonders gefiel, war, daß er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er bemerkte, daß wir ihn mit Wohlgefallen ansahen. Schon allein aus diesem Lächeln konnte man schließen, daß er noch sehr jung war.

»Und wohin jagt er so eilig?«, brummte der Hauptmann mit unzufriedener Miene, ohne die Pfeife aus dem Munde zu lassen.

»Wer ist es denn?«, fragte ich ihn.

